KLARTEXT

VIECH

DAS MAGAZIN DER DEUTSCHEN JOURNALISTENSCHULE
LEHRREDAKTION 50K | JUNI 2012

VON TIEREN UND IHREN MENSCHEN

Mehr unter www.porsche.de oder Tel. 01805 356 - 911, Fax - 912 (Festnetzpreis 14 ct/min; Mobilfunkpreise max. 42 ct/min).

Für Familienväter, die ihren Söhnen einen Sportwagen versprochen haben.

Der neue Cayenne GTS.

PORSCHE

Kraftstoffverbrauch (in l/100 km) innerorts 14,8 - außerorts 8,5 - kombiniert 10,7; CO_2-Emissionen 251 g/km

Editorial

Eine Katze mit Schmuck behängen – wer macht so was? Wenn wir ehrlich sind: wir alle. Denn unsere Beziehung zu Tieren ist bizarr, selbst wenn wir ihnen keine Krone aufsetzen. Wir füttern Meisen und treten nach Tauben. Wir finden Marienkäfer süß und Spinnen eklig. Ärgern uns über Pelzmäntel und freuen uns über Steaks im Sonderangebot. Manche Tiere verhätscheln wir, andere essen wir – den Unterschied machen oft nur ein weiches Fell und ein Körbchen neben dem Bett.

Leicht unwohl ist uns immer, wenn wir über unser Verhältnis zu Tieren nachdenken. Doch lieber verdrängen wir dieses Gefühl und beruhigen unser Gewissen, indem wir Freiland-Eier kaufen oder Grün wählen. Irgendwie können wir die Peta-Aktivisten ja verstehen – aber um echte Tierschützer zu werden, sind wir dann doch zu bequem.

Natürlich ist die Empörung über Tierversuche und Massenhaltung berechtigt. Trotzdem haben wir sie in diesem Heft ausgelassen. Wir wollen von den alltäglichen und oft überraschenderen Widersprüchen zwischen Mensch und Tier erzählen: Was wiegt mehr, Arbeitsplätze oder Artenschutz? Warum lieben wir ein Schwein, sobald wir ihm in der Straßenbahn begegnen? Und wieso bekommt ein Mann Morddrohungen, der Welpen verkauft?

Viel Vergnügen mit VIECH!

VIECH . Impressum

Klartext Nr. 26
Das Magazin der
Lehrredaktion 50K
Deutsche Journalistenschule
www.klartext-magazin.de/50K

Herausgeber
Deutsche Journalistenschule e.V.
Hultschiner Straße 8
81677 München
Telefon 089/2355740
www.djs-online.de

Chefredaktion
Ann-Kathrin Nezik (V.i.S.d.P.)
Jan Stremmel

Chef vom Dienst
Johannes Wendt

Textchefin
Katrin Kuntz

Artdirektion
Felix Brumm
Veronika Widmann

Bildredaktion
Kaspar Heinrich
Katharina Mutz

Redaktion
Theresa Breuer, Felix Brumm, Florian Haamann, Kaspar Heinrich, Michaela Kakuk, Katrin Kuntz, Christiane Lutz, Katharina Mutz, Ann-Kathrin Nezik, Gösta Neumann, Eva Röder, Jan Stremmel, Vera Vester, Johannes Wendt, Veronika Widmann

Online
Vera Vester

Beratung
Philip Reichardt (Konzept)
Jennifer Kalisch (Layout)
Chris Bleher (Text)
Erol Gurian (Foto)
Bernd Oswald (Online)

Anzeigen
cross.com, Tanja Leis
Venusstraße 1, 82205 Gilching
Telefon 08105/390799
www.cross-com.de

Lithografie
Frank Trurnit & Partner Verlag GmbH
Putzbrunner Straße 38
85521 Ottobrunn
Telefon 089/6080010
www.trurnit.de

Druck
Bosch-Druck GmbH
Festplatzstraße 6
84030 Ergolding
Telefon 0871/76050
www.bosch-druck.de

Titelbild
Tim Flach

Wir danken
Fritz Beck, Juri Gottschall, Christian Helten, Claudias Kleiner Laden, Imperial Fishing, Christoph Kappel, Karina Salova und Blacky, Harald Schaack, Julia Unkel, Roland Vetter, Jörg Sadrozinski, Sven Szalewa und dem Team der Deutschen Journalistenschule

Besonderen Dank *an Julian Kramer und Tali Bayer, die alle Illustrationen in unserem Magazin gestaltet haben.*
Julian Kramer ist Student der Hochschule für Grafik und Buchkunst Leipzig, freischaffender Künstler/Illustrator und Musiker.
www.juliankramer.de
Tali Bayer ist Bachelor Of Arts/Mode, Modistin und freischaffende Künstlerin/Illustratorin.
www.talibayer.blogspot.com

Inhalt

EDITORIAL / IMPRESSUM 3

POST AN WENDY 6
Nirgends klingt die Leidenschaft für Tiere schöner als in Briefen an Tierzeitschriften.

EIN RUDEL ZAHLEN 8
Von potenten Bullen, treuen Albatrossen und menschlichen Fleischfressern.

WIE ICH EINMAL SCHWEIN HATTE 10
Was passiert, wenn man ein Schwein einen Tag lang Hund sein lässt?

HIER IST TIER DRIN 16
Wer es ernst meint mit dem veganen Leben, muss sein Zimmer ganz schön ausmisten.

GÄNSE, MARSCH! 18
Turbinenhersteller züchten Gänse und schießen sie auf neue Triebwerke.

TIER GEWINNT 20
Hamster verhindern Arbeitsplätze, Schnecken blockieren Lagerhallen. Was ist da los?

BLACKYS BLICK 24
Wie erlebt ein Hund einen Tag auf einer Hundeshow?

DER PFERDEPILOT 26
Für einen Jockey müssen Tiere vor allem eines: funktionieren.

WO DIE ADLERS WOHNEN 31
Viele deutsche Nachnamen sind tierisch. Ihre Träger wohnen häufig nah beieinander.

„BOMBASTISCHER LYRISMUS" 32
Wenn Affen zum Pinsel greifen, kann nur Chaos entstehen – oder?

GEGEN DEN SCHWARM 34
Einst war die Taube Symbol für Frieden, heute ist sie eine Plage. Schuld daran sind wir.

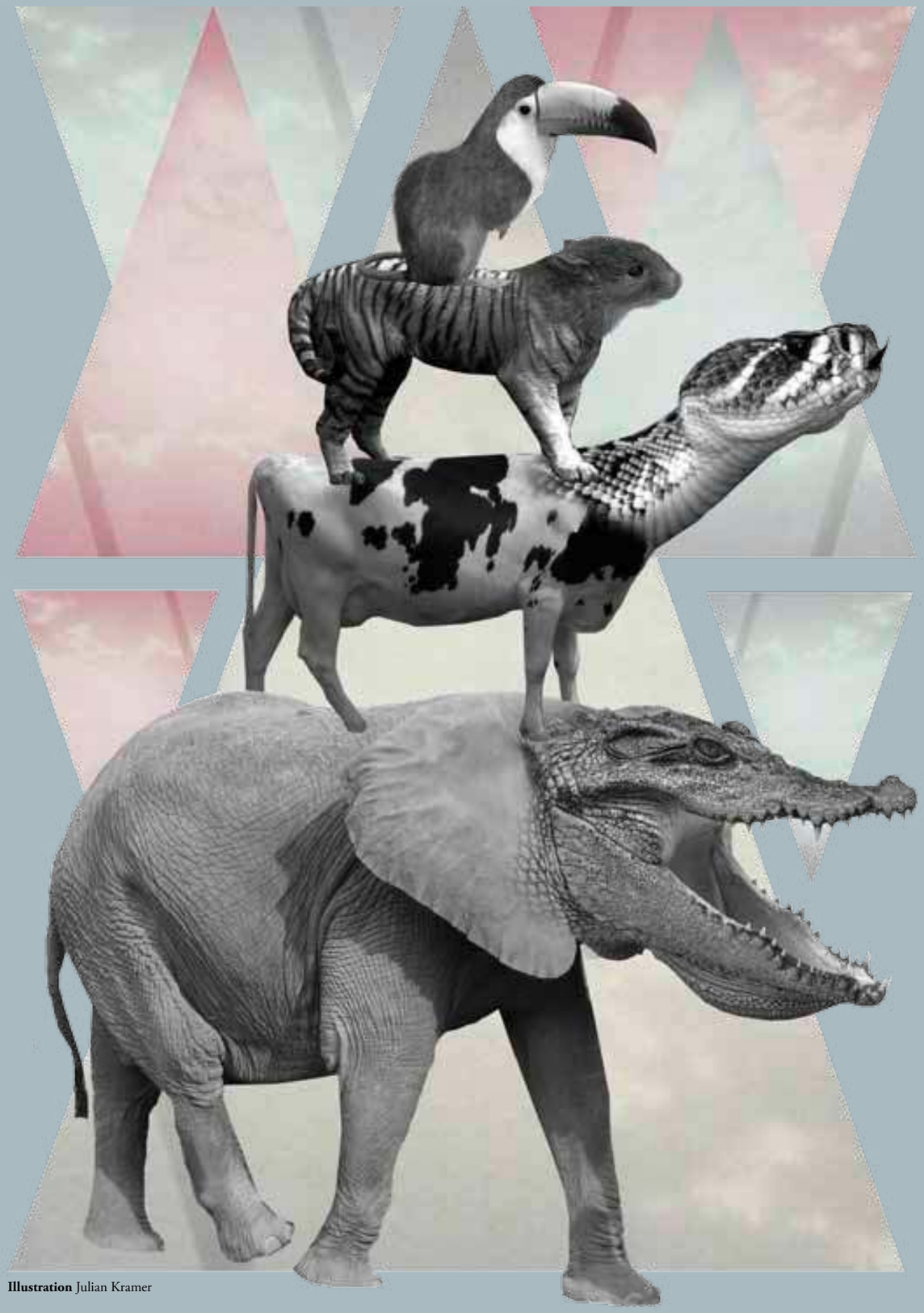


Illustration Julian Kramer

38 IM AKKORD
Deutsche Schlachthöfe arbeiten effizient, präzise und sauber. Ein Besuch nach Feierabend.

46 „ICH KOTZE BEI TIEREN AM SPIESS"
Wie sollen wir mit Tieren umgehen? Sechs unterschiedliche Meinungen.

49 SCHABEN SIND AUCH NUR MENSCHEN
Nervöse Kakerlaken und Prostitution unter Affen: Tiere sind uns ähnlicher als wir denken.

50 DAS POLITISCHSTE TIER DER WELT
Alle lieben Pandas, kaum jemand China. Also verschenkt die Regierung Bären ans Ausland.

52 DER DEALER
Warum der Chef der weltgrößten Zoohandlung Morddrohungen bekommt.

56 KARPFE DIEM
Junge Frauen im Bikini erobern die Männerdomäne Angeln.

58 RUHE IN STÜCKEN
Friedhof oder Verwertungsanlage? Was nach dem Tod mit unseren Tieren passiert.

63 DAS TIER IN MIR
Es gibt hundert Arten von Parasiten. Die besten fünf im Porträt.

64 „MEIN FRAUCHEN TRINKT ROTWEIN"
Auf Twitter vernetzen sich tausende Haustiere. Was reden die da?

68 NULL SUMMEN
Weltweit sterben massenweise Honigbienen. Verschwinden sie, wird unser Essen knapp.

70 DARAUF EIN TIER
Kann es sein, dass wir jeden Quatsch kaufen, sobald ein Tier drauf ist?

74 SÜSS!
Was ein Mann nicht darf: Tiere süß finden. Unser Autor tut es trotzdem.

„Wer seiner unkastrierten Katze unbeaufsichtigt einen ‚Abendspaziergang' gestattet, macht sich mitschuldig am millionenfachen Riss von Singvögeln."

Deutsche Jagdzeitung, 1/2012

„Seit ich Embla kenne, [...] bin ich vom (braunen) Großpudel fasziniert [...]. Ich studierte Stammbäume und beobachtete die Wurfmeldungen, schaute mir die Inzuchtkoeffizienten an, registrierte die vielen Wiederholungsverpaarungen und die wenigen braunen Deckrüden."

Dogs, Januar/Februar 2012

„Haie haben das gleiche Problem wie Wölfe, man schätzt sie falsch ein."

Tierfreund, 9/2011

„Ich liebe einfach dieses so berüchtigte ‚Tock' in der Rute bei einem Zanderbiss."

Blinker, 12/2011

„Unser Sohn hat uns neulich darauf aufmerksam gemacht, dass die Buntbarsche immer ganz aufgeregt nach vorne kommen, wenn ich am Aquarium vorbeigehe [...]. Kann es sein, dass unsere Buntbarsche uns unterscheiden können, oder ist das Zufall?"

Aquaristik, 1/2009

„Ich konnte zuerst nicht sprechen, war halbseitig gelähmt, saß aus diesem Grund im Rollstuhl und war psychisch völlig labil. Aber mein allererster Wunsch, als ich wieder sprechen konnte, war: Aufsitzen!"

Reiter Revue International, 2/2011

„Les ich was über Hamster, wünsch ich mir nen Hamster, les ich was über Ratten, wünsch ich mir ne Ratte [...]. Jetzt bin ich schon sauer auf mich selbst, weil ich mich nicht entscheiden kann. Dabei möchte ich einfach nur ein Tier, das ich lieb haben kann!"

Tierfreund, 2012

„In der Natur wird so ein Vögelchen [ein Prachtfink] selten älter als ein bis zwei Jahre, bei mir gibt es ein Goldbrüstchen, das 13 Jahre alt ist – immer noch vital, es frisst reichlich und badet häufig."

Gefiederte Welt, 2/2012

„Im Dezember-Heft war ein Rezept für Pferde-Leckerlis zum Selbermachen abgedruckt. [...] Es wäre schön, wenn diese Rezepte auch in der Praxis erst mal erprobt würden – denn im Moment kann ich meine Leckerlis selber essen!"

Reiter Revue International, 2/2011

„Einen reifen Hirsch oder einen starken Keiler strecken wir doch in erster Linie nicht wegen des Wildbrets, sondern erfüllen uns einen jagdlichen Traum."

Deutsche Jagdzeitung, 1/2012

„Liebe ist toll, Liebe ist wundervoll, doch die Liebe zu einem Pferd ist am schönsten!"

Wendy, 7/2012

Gesammelt von Felix Brumm

POST AN WENDY

Nirgends klingt die Leidenschaft für Tiere schöner als in Briefen an Tierzeitschriften. Eine Auswahl.

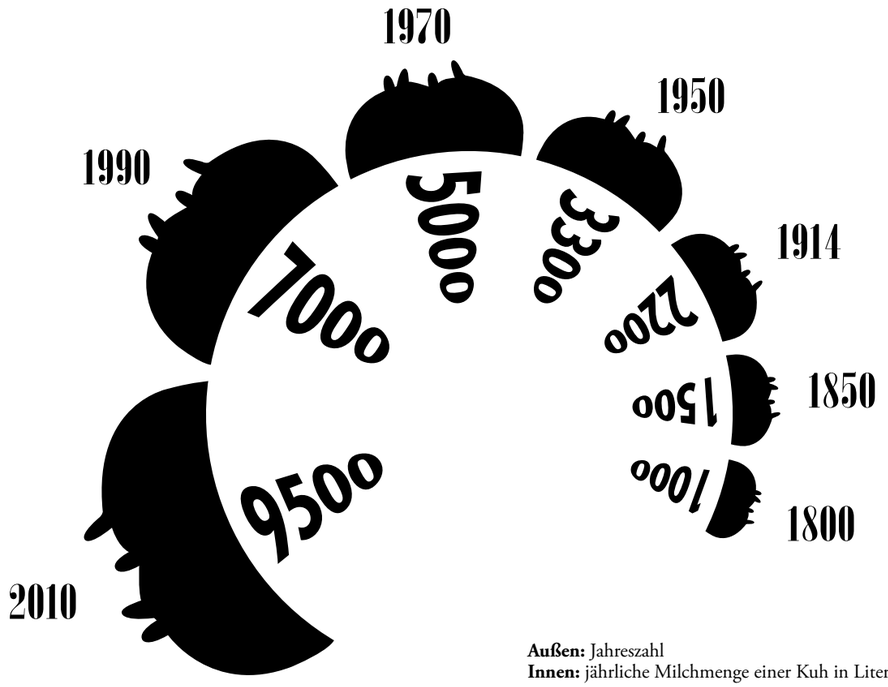
EIN RUDEL ZAHLEN

Von potenten Bullen, treuen Albatrossen und menschlichen Fleischfressern. Zahlen und Fakten zu Tier und Mensch.

Recherchen & Archiv Johannes Wendt

Illustrationen Jennifer Kalisch

Mythos Rex: die beliebtesten Hundenamen in Deutschland seit 1994



In 200 Jahren hat der Mensch die Kuh zur Milchmaschine gezüchtet. Heute gibt eine Kuh fast zehn Mal mehr Milch als im Jahr 1800.

Außen: Jahreszahl
Innen: jährliche Milchmenge einer Kuh in Litern

888 Kinder zeugte der marokkanische Herrscher Mulai Ismail in seinem Leben.

61.363 Kühe besamte der Zuchtbulle Samburo 2011.

12,4 Millionen Kinder leben in Deutschland.

26,9 Millionen Haustiere leben in Deutschland.

75 Menschen wurden 2011 von einem Hai angegriffen.

86.000 Amerikaner kamen 2009 ins Krankenhaus, weil sie über ihr Haustier gestolpert waren.

Durchschnittsdauer einer deutschen Ehe: **14 JAHRE**

Durchschnittsdauer einer Albatros-Partnerschaft: **55 JAHRE**

Höchststrafe für das Töten eines Tieres in Indien: **7 JAHRE**

Höchststrafe für das Töten eines Tieres in Deutschland: **3 JAHRE**

Gewicht aller Menschen und Insekten in Milliarden Tonnen

Auf jeden Menschen kommen rechnerisch 200 Millionen Insekten. Die Sechsbeiner haben zusammen eine Biomasse von 111 Milliarden Tonnen.

Fleischkonsum pro Tag: Die Menge, die ein Deutscher Schäferhund verschlingt, isst ein Inder in knapp einem Monat.

Wie ich einmal Schwein hatte

Hunde haben es gut. Schweine nicht. Die einen gehen Gassi, die anderen zur Schlachtbank. Wie ungerecht, dachte sich unsere Autorin. Und hat ein Schwein einen Tag lang Hund sein lassen.

Text Christiane Lutz

Fotos Juri Gottschall

Wenn ein Tier auf Nummer sicher gehen will, kommt es als Hund auf die Welt. Dann kann es sich eines angenehmen Daseins erfreuen, wird gekrault, bekommt im Winter ein Jäckchen angezogen und darf bei guter Führung an Frauchens Fußende schlafen. Als Schwein hingegen ist das Leben weniger lustig. Oft haust es eingepfercht zwischen tausend Artgenossen und wird gemästet. Von seinem nahen Ende ahnt es nichts, selbst dann nicht, wenn es zur Schlachtbank geht. Beim Sterben soll kein Stress entstehen. Adrenalin versaut den Geschmack des Fleisches.

Wie kann es sein, dass wir manche Tiere liebhaben und andere paniert mit Pommes verspeisen? Nach welchen Kriterien entscheiden wir, welche unserer Zuneigung würdig sind und welche wir schlachten? Was macht das Schwein zum schlechteren Hund? Sind es erst Leine und ein süßer Name, die ein Tier zum Freund machen?

Ich will es testen. Einen Tag lang gehe ich mit Schwein Karlchen an der Leine durch München. Ich gebe mich als glückliche Schweinebesitzerin aus und nehme Karlchen überall dahin mit, wohin uns normalerweise ein Hund begleitet: zum Einkaufen, Kaffeetrinken, in den Englischen Garten.

Der Versuch beginnt bei einem Espresso und jeder Menge Schokomilch. Die Sonne scheint, im Café Tambosi eilen Kellner mit vollen Tabletts auf die Terrasse und zurück. Damit er mir ins Café folgt, besteche ich Karlchen mit Kakao, geheuer ist ihm die Großstadt nicht. Ich rechne damit, dass der Oberkellner mich rauswirft. Wer seinen Gästen Schinkensandwiches verkauft, möchte sicher kein Schwein zwischen den Tischen quieken hören. Falsch gedacht. Kellner mit Smartphones stürmen heran und werfen sich vor Karlchen auf den Boden, machen Fotos und beglückwünschen mich zum außergewöhnlichen Haustier. Dass Karlchens Artgenossen hier als Schinken auf Brötchen liegen, stört niemanden. Wir lernen: Wer ein Tier krault und fotografiert, denkt kaum daran, dass er es auch aufessen könnte.

Kellner mit Smartphones werfen sich vor Karlchen auf den Boden

39,2 Kilo Schweinefleisch isst ein Deutscher pro Jahr im Schnitt (und kein Gramm Hund, soweit ich weiß). Aber niemand möchte Karlchen in eine Schlachterei schicken. Sicher, er ist klein und deshalb niedlicher als eine ausgewachsene Sau, aber zählt das als Argument, ihn zu knuddeln und seine Kollegen zu töten? Schließlich essen wir auch Spanferkel, Lamm und Kalb – alles Tierbabys, die wir nur nicht kennengelernt haben. Karlchen ist elf Monate und somit noch ein Schweinebaby, er kann 18 Jahre alt werden. Ein Greis allerdings ist er aus der Sicht eines Mastschweins: Das lebt nur sechs Monate, bevor es geschlachtet wird. Gerade genug Zeit, es fett zu füttern.

Ich gehe weiter, die Maximilianstraße hinunter. Wo der Luxus regiert, hat ein Schwein

▶ **Karlchen liebt Bananen, Äpfel und frische Erdbeeren.**

▼ **Von Designerschuhen hingegen zeigt er sich unbeeindruckt.**

▲ **Ein Schwein lässt sich genau wie ein Hund problemlos in öffentlichen Verkehrsmitteln transportieren.**

◀ **Mit ihm im Fahrradkorb durch den Park zu radeln, ist allerdings eine recht wackelige Angelegenheit.**

keinen Platz. Denke ich. Am Vortag habe ich bei Louis Vuitton nachgefragt, ob ich mein Hündchen zum Shoppen mitbringen dürfte. Man hat mir versichert, das sei „kein Problem“. Werden die Verkäufer der Edelboutique bei einem borstigen Schwein ähnlich zuvorkommend reagieren?

Weil Karlchen nicht gehen mag, trage ich ihn durch den Eingang mit der polierten Glastür. Neugierige Blicke nagelgelackter Frauen. Ich wünsche mir eine Tasche für Karlchen, weil ich mit ihm verreisen möchte. Ein Verkäufer in schwarzem Anzug runzelt die Stirn, reißt sich aber zusammen und zieht eine braune Hundetasche aus dem Regal. Karlchen rutscht mit seinen Hufen über den polierten Parkettboden und plumpst immer wieder auf den Rüssel. Zögernd öffnet der Verkäufer den Reißverschluss der Tasche, ich nehme Karlchen hoch und will ihn in Louis Vuitton probesitzen lassen. Kurz bevor ich mein Schwein absetzen kann, zieht der Verkäufer die Tasche weg, sie sei wohl etwas zu klein. Ich verabschiede mich höflich.

Bei Jimmy Choo schnüffelt Karlchen am vanillefarbenen Teppich, während ich Ballerinas anprobiere. Eine solariumgebräunte Verkäuferin bittet, das Tier für ein Erinnerungsfoto auf den Arm nehmen zu dürfen. Ob es sie nicht störe, dass hier ein Schwein in ihrem Geschäft unterwegs sei? „Ich hab’ genug mit menschlichen Schweinen zu tun“, sagt sie, „da sind mir die Tiere lieber.“

Ich fühle mich bestätigt: Karlchen wird überall als Haustier akzeptiert. Niemand hat bisher hinterfragt, was ich da tue. Ein Kreischen zweier verhüllter Araberinnen vor dem Schuhgeschäft, mehr nicht. Wir lernen: Ein Schwein kann nicht nur ein guter Hund sein, es kann sogar der bessere Hund sein. Nie wäre mir solche Aufmerksamkeit mit einem Dackel oder einem Mops zuteil geworden.

Erst durch den Vornamen wird aus dem Schwein ein Freund

Ich gehe weiter. Karlchen lässt sich geduldig in U-Bahnhöfe tragen und fährt mit mir Tram, inzwischen ist er entspannt. Sein Geschäft macht er nur auf Hundewiesen, nicht auf meinen Armen, wie ich befürchtet habe. Nur beim Laufen an der Leine sind ihm Hunde noch voraus, Karlchen verheddert sich und bleibt immer wieder stehen.

Vor einem Brotzeitladen binde ich Karlchen neben einem Hund an und lasse ihn auf mich warten. Im Nu versammeln sich Schulkinder um die Tiere. Mit großen Augen bestaunen sie das Schwein, fotografieren es und streicheln seine Borsten. Ein Vater schiebt seinen Sohn zu ihm durch und zeigt aufgeregt auf Karlchen: „So was kennt er nur aus dem Bilderbuch.“ Die Ladenbesitzerin winkt uns von drinnen zu und verkauft weiter ihren Leberkäs.

Im Englischen Garten freundet sich mein Schwein mit einem Hundewelpen an und streunt durchs Gebüsch. Auch hier: nichts als Freudenschreie und Neugier. Ich erlöse Karlchen von seinem Job als Hund und füttere ihn mit Äpfeln.

Vor einiger Zeit startete der berühmte Geiger Joshua Bell ein Experiment. Er spielte eine Stunde in einer U-Bahn-Station in Washington, aber keiner der vorbeieilenden Passanten würdigte sein Talent. Am Abend zuvor hatte er ein ausverkauftes Konzert gegeben. Offenbar erkennen wir die tatsächliche Qualität einer Sache nicht einfach so, sondern lassen uns bei der Vergabe unserer Gunst vor allem von der Umgebung beeinflussen. Ein Tier an der Leine lieben wir immer mehr als ein Tier im Mastbetrieb. Jedes Schwein wird zum Freund, wenn es einen Vornamen bekommt und auf unserem Schoß sitzen darf. Seine Artgenossen verspeisen wir dennoch ohne Gewissensbisse. ◀

▼ **Auch in die U-Bahn-Station muss ich Karlchen tragen. 14 Kilo Schwein sind abends ziemlich müde.**

▲ **Karlchen ist nicht irgendein Schwein, sondern ein Filmtier. Er lebt bei München auf dem Bauernhof von Tiertrainer Christoph Kappel. Der hat über seine Arbeit das Buch „Tiere im Rampenlicht“ geschrieben.**

HIER IST TIER DRIN

Aber wo? Wer es ernst meint mit dem veganen Leben, muss ganz schön ausmisten.

Text Florian Haamann

Foto Juri Gottschall

MEDIKAMENTE

Viele Medikamente enthalten Gelatine. Man findet sie vor allem in Kapseln, Dragees und Tabletten.

BREZEN

Viele Bäcker verwenden für Laugenbrezen Schweineschmalz als Geschmacksträger.

OBST

Obstsorten wie Äpfel und Zitrusfrüchte werden für eine bessere Optik mit Bienenwachs behandelt.

ZIGARETTEN

Einige Zigarettenfilter enthalten Hämoglobin aus Schweineblut. Tabak ist oft mit Honig, Bienenwachs und Schellack angereichert, einem Produkt aus Schildlaus-Ausscheidungen.

WEIN

Zum Klären werden Gelatine, das Milchprotein Kasein und Fischblasen verwendet. Viele Flaschenetiketten sind mit tierischem Leim verklebt.

KONDOME

Bei der Herstellung wird das Milchprotein Kasein verwendet, mit dem man den Kautschuk besser verarbeiten kann.

ZAHNPASTA

Bei der Produktion von Zahnpasta verwenden die Hersteller Rindertalg. Der wird zwar im Nachhinein entfernt, für Veganer aber bleibt er ein Problem.

LIPPENSTIFT

Lippenstifte enthalten Bienenwachs und Schellack für die Farbe.

Gänse, marsch!

Labormäuse sterben, damit wir keinen Hautausschlag bekommen. Gänsen und Möwen geht es nicht besser: Sie werden gezüchtet und auf Turbinen geschossen.

Text Kaspar Heinrich

Illustration Julian Kramer

Das Triebwerk beschleunigt, bis es auf höchster Stufe läuft. Die Turbinen dröhnen, als würde ein Flugzeug abheben. Dann schießt eine Pressluftkanone einen Vogelkadaver nach vorne. Noch einen, dann noch einen. Mit fast 300 Stundenkilometern treffen die toten Tiere auf die Turbine, die Schaufelblätter zerschneiden sie in Sekundenbruchteilen in Scheiben. Nur wenige Augenblicke dauert der sogenannte Vogelschlagtest, er soll auf der ganzen Welt Menschenleben retten.

Bevor eine neue Turbine ein Flugzeug antreiben darf, muss sie eine Reihe von Tests bestehen. Der „bird strike test“ ist einer von ihnen. Ihn verlangt die EASA, die Europäische Agentur für Flugsicherheit. Denn wenn ein Vogelschwarm mit den Triebwerken eines Flugzeugs kollidiert, kann es zum Absturz der Maschine kommen. Der Airbus, der 2009 im Hudson River notlanden musste, war der letzte spektakuläre Fall. Die Passagiere blieben unverletzt.

Doch auf so viel Glück dürfen sich die Triebwerkhersteller nicht verlassen. Deshalb schießen sie an Prüfständen Vögel auf Turbinen. Auch bei Deutschlands größtem Hersteller MTU Aero Engines.

Pressesprecher Odilo Mühling macht daraus kein Geheimnis. „Eigens für die Tests werden Vögel gezüchtet“, sagt er. Enten etwa, Möwen und Gänse. In verschiedenen Größen und Gewichtsklassen. Unterteilt werden sie in die Kategorien S, M und L. „Small“, „medium“ und „large“ – wie T-Shirts oder Boxershorts. Doch nicht nur die Größe der Tiere ist wichtig, sondern auch ihr Gewicht. Und das muss exakt stimmen, die Vorgaben sind streng.

Nach ihrer grammgenauen Züchtung werden die Tiere zum Ort der Triebwerktests gebracht. Dort tötet sie ein Tierarzt. Kurz vor dem Versuch erst – damit die Flugeigenschaften nicht unter der einsetzenden Totenstarre leiden.

Dann laden die Versuchsleiter die Pressluftkanone. Für das Triebwerk eines Airbus A380 brauchen sie einen Vogel der Kategorie „large“ mit 3,65 Kilogramm, vier Vögel der Kategorie „medium“ mit 1,15 Kilogramm und 16 Vögel der Kategorie „small“ mit 85 Gramm.

Manche werden einzeln verschossen, als „Single Bird“, manche im Schwarm, als „Multiple Bird“. Im besten Fall zerfetzt es die Tiere, wenn sie auf das Triebwerk treffen. Im schlechtesten brechen Schaufelblätter weg oder Knochenteile gelangen ins Turbineninnere. Damit die Hersteller den Test bestehen, muss sich ein größeres Triebwerk nach dem Beschuss kontrolliert abschalten lassen. Ein kleineres muss weiterlaufen können. In seinen 31 Jahren bei MTU, sagt Mühling, sei noch kein Triebwerk beim Vogelschlagtest durchgefallen. Nicht zuletzt deshalb, weil Computer vor den Versuchen simulieren, wie sich die Schaufeln bei einer Kollision verhalten werden.

Dass die Tests mit echten Vögeln in nächster Zeit abgeschafft werden, glaubt Mühling trotzdem nicht: „Die Behörden sind da hypervorsichtig.“ Schließlich tragen sie die Verantwortung, wenn ein Triebwerk zugelassen wird.

Mühling und sein Unternehmen würden gern auf die Tests verzichten, sagt er, schließlich kosten sie viel Geld. Etwa zwei Millionen US-Dollar pro Versuch. Und egal wie gut ein Triebwerk abschneidet – zum Einsatz kommt es nicht mehr nach dem Test. ◀

Intelligent bauen BAYER Energie sparen

Science For A Better Life

Kinder haben Träume, die wahr werden können. Wir bei Bayer haben Visionen, für die wir uns mit aller Kraft einsetzen.

Als einer der weltweit größten Hersteller von hochwertigen polymeren Werkstoffen bietet Bayer MaterialScience intelligente Lösungen für energieeffizientes Bauen in allen Klimazonen dieser Welt. Hochleistungsdämmstoffe aus Polyurethan helfen Dächer, Decken, Wände und Böden wirksam zu isolieren und somit den Energieverbrauch von Gebäuden signifikant zu senken.

Gemeinsam mit unseren Partnern lassen wir Visionen von energiesparendem Bauen zum Schutz des Klimas Wirklichkeit werden – für die Generationen von morgen. **www.bayer.de**

Bayer: HealthCare CropScience MaterialScience

TIER GEWINNT

Der Feldhamster verhindert 11.700 Arbeitsplätze.
Die Tellerschnecke blockiert ein Logistikzentrum.
Für Molche muss ein 50-Millionen-Euro-Tunnel gebaut werden.
Was ist da los?

Text Katrin Kuntz & Katharina Mutz

Illustrationen Tali Bayer

Der Name Cricetus cricetus hat sechzehn Buchstaben, für Andreas Dorn klingt er nach Krieg. Es ist der Krieg der Firma, für die Marketingleiter Dorn heute arbeitet. Der Krieg, an den sich in Nordrhein-Westfalen fast jeder erinnert. Er beginnt, als Cricetus cricetus aus einem Erdloch auf einen virtuellen Thron gehoben wird. Das Tier ist 20 Zentimeter groß, 500 Gramm schwer, Backentaschen, Stummelschwanz, Einzelgänger. Ein Feldhamster. Vierzehn Jahre liegt seine Krönung zurück. Dorns Stimme schnellt nach oben, wenn er heute von ihm spricht.

Die Firma Avantis will damals einen großen Gewerbepark an der deutsch-niederländischen Grenze bauen. Um Technologien der Zukunft soll es gehen, um internationale Zusammenarbeit. 12.000 Arbeitsplätze sind geplant. Dann kommt Cricetus cricetus ins Spiel. Der Hamster hat seine Erdlöcher dort gegraben, wo Avantis seine Bagger hinschicken will. Vier Jahre dauert die Schlacht. Heute arbeiten auf dem Gelände 300 Menschen. „Was das Tier angerichtet hat“, sagt Dorn, „ist absolut unverhältnismäßig.“ Der Fall Avantis hat den Begriff „Hamsterkrieg“ geprägt. Es dürfte nicht der einzige Kampfbegriff bleiben, der auf Tiere zurückgeht.

Denn kleine Tiere, die wie der Feldhamster unter Artenschutz stehen, blockieren in Deutschland immer wieder große Bauvorhaben. In Stuttgart durften die Bagger für den neuen Bahnhof nicht rollen, bevor nicht das Wohl von Juchtenkäfern gesichert war. Die Waldschlösschenbrücke im Dresdner Elbtal hätte es fast nicht gegeben – weil dort eine seltene Fledermausart lebt. Kammmolche verteuerten den Ausbau der A44 in Hessen. Dort musste ein zusätzliches Tunnelstück errichtet werden, das die Autos an den Tieren vorbeileitet – für 50 Millionen Euro. In Bergedorf bei Hamburg sorgt die Zierliche Tellerschnecke gerade dafür, dass ein 100 Millionen Euro teures Logistikzentrum für die nächsten drei Jahre nicht gebaut werden darf – so lange, bis klar ist, ob das Tier erfolgreich umgesiedelt werden kann. Welche Arten in Deutschland unter Schutz stehen, regelt eine Reihe von Gesetzen, Verordnungen und Abkommen. Der Hamster, Cricetus cricetus, findet sich in Anhang IV der europaweit gültigen Flora-Fauna-Habitatrichtlinie (FFH) aus dem Jahr 1992 – neben 133 anderen Tieren, die besonders streng geschützt sind. Würfelnatter, Gelbbauchunke, Großer Eichenbock sind nur einige der Namen, die Bauherren bundesweit ins Schwitzen bringen. Leben die Tiere dort, wo Autobahnen oder Einkaufszentren entstehen sollen, müssen Projektleiter ihre Pläne anpassen. Denn niemand darf sie fangen oder töten, niemand darf ihre Fortpflanzungs- und Ruhestätten stören. „Wie wir zur Artenvielfalt stehen, ist eine Frage der Haltung“, sagt Bernd Quellmalz vom Naturschutzbund (NABU). „Wir können nicht den chinesischen Panda schützen und Tiere vor unserer Haustür missachten.“

Dass die Beziehung zwischen Wirtschaft, Wildtier und Wutbürger eine solche Dynamik entwickelt, war vor wenigen Jahrzehnten noch undenkbar.

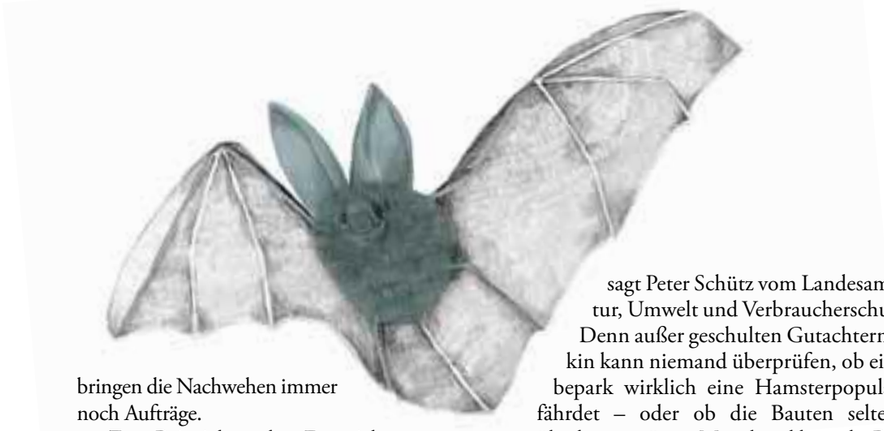
Niemand darf sie fangen, töten oder ihre Ruhestätten stören.

Umweltgutachter wie Richard Raskin haben daraus ein Geschäft gemacht. Sie versuchen, alle Positionen zu vereinen und einen Kompromiss auszuhandeln, der Tiere und Bauherren versöhnt. Im Fall Avantis war das für Raskin unmöglich.

Damals entdeckt der Biologe auf dem Gelände in der Nähe seines Aachener Büros vier Hamsterbauten – sie sind verlassen. Projektgegner halten dagegen. 300 Bauten wollen sie gezählt haben. Raskin entgegnet: „Es sind Messlattenlöcher.“ Dann gibt es Streit. Darüber, ob auf dem Gelände überhaupt Feldhamster leben. Und wenn ja, wie sie zu schützen sind. Die EU-Kommission schaltet sich ein und stellt sich auf die Seite des

Nagers. Sie droht Deutschland mit einem Vertragsverletzungsverfahren, sollte das Tier nicht ausreichend geschützt werden. Der Hamster wird zum Politikum.

Es gibt Gerichtstermine und Diskussionen über Ausgleichsflächen für das Tier, am Ende verzögern sich die Bauarbeiten. Das Unternehmen verpasst den Aufschwung, viele Firmen bleiben weg. Erst als das Land NRW ein Schutzkonzept für den Nager auflegt, stellt die EU das Verfahren ein. Der Hamsterkrieg ist vorerst beendet, Avantis hat mehrere Millionen Euro verschossen – Richard Raskin



bringen die Nachwehen immer noch Aufträge.

Zum Beispiel von dem Energiekonzern RWE. Vor einigen Jahren plant das Unternehmen sein neues Braunkohle-Kraftwerk BoA II. Raskin fährt mit seinem Jeep durch die Rheinische Börde, vierzig Kilometer nördlich von Aachen. Es ist eine Gegend, in der Häuser aus roten Klinkersteinen stehen und Verkehrsinseln, in denen Zuckerrüben aus Plastik stecken. Es ist die Heimat der Kunstfigur Horst Schlämmer. Immer wieder hält Raskin an und sucht den Boden ab – diesmal soll kein neuer Krieg ausbrechen. Dann entdeckt Raskin Hamsterlöcher. Diesmal sind es drei. Wieder rückt der Hamster in den Landtag ein, es wird diskutiert, ob seine Bauten die Kraft hätten, das Kraftwerk zu verhindern. Diesmal reagiert die Industrie rechtzeitig.

Noch in der Genehmigungsphase legt der Konzern Felder für den Hamster an – Ackerstreifen, auf denen Luzerne, Wildkräuter oder Roggen wachsen, das, was dem Nager gefällt. „Tiere haben in der Gesellschaft einen hohen Stellenwert bekommen“, sagt ein Sprecher der RWE Power AG. „Wir müssen handeln. Und zwar rechtzeitig.“

Raskin hält an, sucht den Boden ab. Diesmal soll es keinen Krieg geben.

Wenn Raskin heute über die Ausgleichsflächen neben den Schloten in Grevenbroich stapft, um zu sehen, wie es den Tieren geht, zeichnet er die immergleichen Buchstaben auf seine Karte. Fl steht für Feldlärche, G für Goldammer. Vor kurzem hat er zusammen mit seinen Mitarbeitern die Felder durchkämmt. Mit Stöcken stocherten sie nach Hamsterbauten, es sah aus, als würden Polizisten nach einem Vermissten suchen. Das Tier, das ihm seit Jahren viele Arbeitsstunden sichert, hat er seit langem nicht gesehen. Dass die größte Population von Cricetus cricetus heute in vier Kilometern Entfernung auf einem anderen Acker lebt und die RWE-Felder ignoriert, darf als Ironie des Schicksals gelten.

Auch für Bauherren und die Bevölkerung bleiben die Tiere, die in Deutschland als Feinde der Wirtschaft gelten, meist unsichtbar. Ihre Macht wächst dadurch. „Es kommt häufig vor, dass Projektgegner seltene Tiere instrumentalisieren, um Bauprojekte in die Knie zu zwingen“, sagt Peter Schütz vom Landesamt für Natur, Umwelt und Verbraucherschutz NRW. Denn außer geschulten Gutachtern wie Raskin kann niemand überprüfen, ob ein Gewerbepark wirklich eine Hamsterpopulation gefährdet – oder ob die Bauten seltene Tiere überhaupt stören. Manchmal braucht Raskin dafür nicht mehr als eine Audiodatei.

Als es um die seltene Wasserralle, Rallus aquaticus, geht, packt Raskin seinen Laptop in die Tasche und setzt sich in den Zug nach Leipzig. Dort geht es vor dem Bundesverwaltungsgericht um den Ausbau der A40 bei Bochum. 110.000 Autos brettern täglich über diese Autobahn, die Wasserralle brütet direkt daneben. „Die Ralle ist ein unempfindlicher Vogel“, sagt Raskin. Er will klarmachen, dass der Verkehrslärm seine Balzrufe nicht stört. Als er vor den Richtern sitzt, klickt er eine MP3-Datei an, die Stimme der Ralle tönt durch den Saal, sie quiekt laut wie ein Schwein. Die Richter nicken. Wenig später darf die Straße gebaut werden. Die Projektgegner ärgern sich. „Die hätten die Autobahn zusammen mit der Wasserralle gerne verhindert“, sagt Raskin.

Dass sich mit einem seltenen Tier im Rücken viele Projekte leichter blockieren lassen, haben die Macher der Satire-Seite „Feldhamsterverleih.de“ längst erkannt. Im Internet betreiben sie einen fiktiven Versandhandel für Tiere, die sich besonders gut dafür eignen, Bauvorhaben zu sprengen. „Geburtshelferkröte 378 Euro, Fischotter 489 Euro, Feldhamster 285 Euro.“ Immer wieder gehen Bestellungen ein, manchmal auch wüste Beschimpfungen. „Manche Investoren wollen uns allein wegen der Idee ‚Blockade durch Naturschutz‘ dafür verantwortlich machen, wenn ihr Projekt platzt“, sagt der Betreiber der Seite, er ist Diplomingenieur.

Doch nehmen viele Tiere tatsächlich Schaden, wenn die Wirtschaft in ihren Lebensraum vorrückt. Bundesweit fallen jedes Jahr tausende Fledermäuse vom Himmel. Der Druck, den die Rotorblätter von Windkraftanlagen erzeugen, zerfetzt ihnen die Organe. Schlagopfer, sagt man, wenn sie am Boden liegen. Gutachter Raskin betreut einen Windpark in der Eifel. Auch dort gibt es Fledermäuse. Zu Beginn seines Projekts schaltete Raskin ein Messgerät ein, in der Höhe entdeckte er Rauhautfledermäuse und Abendsegler. Er zählte die Tiere, dann sorgte er dafür, dass die Windräder in warmen, windstillen Spätsommernächten ausgeschaltet werden. Nyctalus noctula und Pipistrellus nathusii können so ungestört in Richtung Süden ziehen. Und Raskin hat wieder einen Krieg verhindert. ◀

◀ 13:50 Uhr. Unser Fotograf bereitet sich vor der Münchner Olympiahalle auf das Shooting vor. In seinem Nacken: die Spezialkamera.

▼ 14:00 Uhr. Schon der dritte neue Freund. Leider auch angeleint.

◀ 15:30 Uhr. Neben der Damentoilette entdeckt Blacky ein reizendes Huskyweibchen.

▶ 16:03 Uhr. Unter einem Stuhl hat ein Mops eine Pfütze hinterlassen.

▶ 16:55 Uhr. Noch ein Husky. Diesmal ein robuster Kerl mit manischem Blick.

▼ 17:16 Uhr. Die schöne Windhund-Dame wirkt zunächst etwas pikiert.

▲ 15:41 Uhr. Ein Spitz bekommt vor dem Wettbewerb einen Snack.

▼ 16:12 Uhr. Die Postkarten interessieren Blacky weniger als der Inhalt der Tüte rechts.

▼ 16:35 Uhr. Der Pappteller ist voller Frittenfett. Blacky säubert ihn.

BLACKYS BLICK

Fotos Blacky

Assistenz Jan Stremmel & Veronika Widmann

Fotos von Hundeshows? Kennen wir. Aber worauf achtet einer, für den der ganze Zirkus veranstaltet wird? Ein Beagle hat für uns seinen Tag auf der Internationalen Hundeausstellung dokumentiert. (Als Video auf *www.viech-magazin.de*)

Der Pferdepilot

30.000 Pferde hat Andrasch Starke geritten. Ihre Namen merkte er sich fast nie. Für Deutschlands erfolgreichsten Jockey müssen die Tiere vor allem: funktionieren.

Text Katrin Kuntz

Fotos Harald Schaack

◄ **Umziehen, wiegen, aufsitzen: So sieht der Arbeitsalltag von Deutschlands erfolgreichstem Jockey aus. 10.000 Rennen hat Starke bisher geritten.**

Wenn Andrasch Starke sich zum Essen setzt, geht es meist sehr schnell. Vor ihm stehen dann: Wasser, Tee, ein Apfel (Mittwoch). Wasser, Tee, ein Apfel (Donnerstag). Wasser, Tee, eine Handvoll Reis, drei Pilze, drei Stücke Zucchini (Freitag). An diesem Samstag trinkt er eine Tasse Kaffee. Ohne Zucker, ohne Milch, er schwingt sich auf das Rad, das in seinem Wohnzimmer steht, und strampelt zwei Stunden. Dann legt er sich in die Badewanne. 41 Grad, die Hitze entzieht dem Körper das Wasser, Starke muss abnehmen. Als er gegen Mittag von Köln über die A57 zur Neusser Rennbahn fährt, wiegt Starke 54,2 Kilo. Er ist einen Meter siebzig groß. Damit die Qual sich lohnt, muss er gewinnen.

Starke, 38, ist Deutschlands erfolgreichster Berufsrennreiter. Für einen kleinen Triumph oder den ganz großen Sieg führt der Jockey ein Leben im Dauerstress. Wie ein moderner Söldner reitet er nach Auftrag, er hastet von Rennbahn zu Rennbahn, er quetscht sich in Schwitzanzüge, er hungert und rechnet. Wenn er auf den Rücken eines Pferdes steigt, hat er wenige Sekunden, um das Tier kennenzulernen. Namen spielen für ihn keine Rolle. Was ihn interessiert, ist allein die Leistung.

An diesem Tag wird Andrasch Starke nacheinander auf vier Pferden über die Neusser Rennbahn preschen, in der Hauptsaison sind es doppelt so viele. Fünfzig Euro bekommt er pauschal für jeden Ritt, wenn es schlecht läuft, ist das alles. Starke, Sonnenbrille und Wollschal, geht zwischen Pommesbude und Wetthalle neben dem Geläuf entlang und rechnet mit dem Schlimmsten. Aus Lautsprechern dringt Musik von den Eagles, Wolken werfen Schatten auf die Bahn. Es riecht nach Bratfett. Vor dem Wettkontor diskutieren Männer mit Bierbäuchen über die Favoriten. Die Pferde, die Starke an diesem Tag reiten wird, warten einen Kilometer entfernt von ihm in einem Stall mit Ziegeldach. Starke kann ihn sehen, wenn er auf einen Hügel steigt. Was die Pferde können, ahnt Starke, wenn er das Programmheft aufschlägt.

„S6, S1, S3, S5, G7“, das ist die Kombination, die ihn jetzt interessiert. Starke lässt sich auf eine Bierbank neben der Rennbahn fallen, Ziffer für Ziffer gleitet sein Zeigefinger über das Papier, seine Lippen bewegen sich. Er fixiert die Reihe, die unter seinem ersten Pferd abgedruckt ist. Sie verrät ihm, ob er einen Siegertypen oder einen Verlierer reiten wird. Die Ziffern stehen für die Platzierungen, die das Tier in seinem letzten Rennen erreicht hat, die Buchstaben zeigen an, ob es auf Sand oder Gras gelaufen ist. „Es gibt verschiedene Kategorien von Pferden“, sagt Starke. „Einige laufen gut. Andere laufen schlecht und strengen sich trotzdem an, manche boykottieren alles.“ Natürlich versucht jeder Jockey, im Rennen das beste Pferd zu reiten. „Doch das klappt leider nicht immer.“

Starke trägt ein Cape mit Sternen,
mit Karos, dann mit Kleeblättern

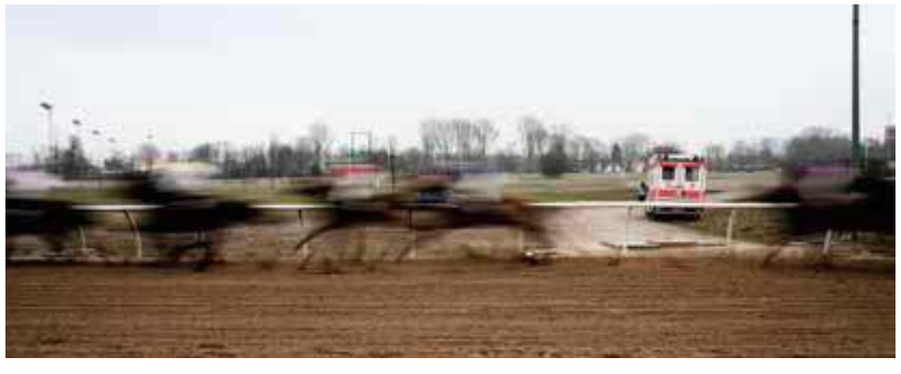
Starke ist einer der wenigen 248 deutschen Jockeys, die gut von ihrem Beruf leben können. Dass es vom Können des Tieres abhängt, wie viel Geld ein Rennreiter mit nach Hause nimmt, weiß Starke sein ganzes Leben schon. Mit acht sitzt er zum ersten Mal auf einem Pferd, auch sein Vater ist Jockey. Wenn der Junge mit dem Fahrrad an einer Koppel vorbeifährt, steigt er ab, um das Tier zu streicheln. Der Geruch allein fasziniert ihn. Sein Vater hilft ihm, einen Ausbildungsplatz zu finden. Mit fünfzehn zieht er von Zuhause aus und wird Rennreiter. Seitdem ist er selbstständig. Heute reitet er vor allem für den Stall „Asterblüte“ in Köln, morgens um fünf beginnt das Training. Wenn Starke damit fertig ist, fährt er Rennrad. Dann setzt er sich in das Büro in seinem Haus in Köln-Langel und wartet darauf, dass sein Handy klingelt.

Ist Starke nicht für „Asterblüte“ unterwegs, können ihn auch andere Trainer buchen. Für das Rennen in Neuss hat Marion Weber angerufen. Weber trägt eine Perlenkette, unter dem Arm schwingt eine Louis-Vuitton-Tasche. Sie rennt zwischen Sattelplatz und Umkleidekabine hin und her, sechs Pferde betreut sie an diesem Tag. Starke geht vor der Wiegestation auf und ab, Weber drückt ihm ein Cape in die Hand, der lilafarbene Umhang ist mit schwarzen Sternen bedruckt. Später wird Starke orangefarbene Karos tragen, dann Kleeblätter auf Schwarz, je nachdem welches Muster der Besitzer für sein Tier ausgesucht hat.

Bevor Starke auf die Waage steigt, klemmt er sich seinen Sattel unter den Arm. Der ist so klein und leicht, dass er auf ein Schaukelpferd passen würde. Starke steckt Blei in die Satteldecke und tritt nach vorne. Die Ziffern schnellen nach oben. „Jawoll“, sagt der Mann hinter dem Zähler und macht einen Haken in sein Buch. Starkes Pferd muss 58,5 Kilo tragen, das Gewicht ist an seine Rennleistungen angepasst. Noch zehn Minuten bis zum Start, Starke hastet zum Führring. Auf dem kleinen Oval neben der Rennbahn begegnen die Jockeys ihren Pferden zum ersten Mal. Routine für Starke.

Rund 10.000 Rennen hat Starke in seinem Leben bisher geritten, 1971 davon gewonnen, im Jahr 2000 wird er Weltmeister in Hongkong. Es ist ein Leben, das an den Nerven zehrt. Starke fährt 60.000 Kilometer pro Jahr mit dem Auto, er wartet an Flughäfen, schläft in Hotels, elf Monate im Jahr ist er unterwegs. Mal muss er nur nach Neuss, Krefeld oder Düsseldorf. Oft reist er auch viel weiter. „Mauritius, Johannesburg, Kapstadt, London, Paris, Hongkong, Dubai, Tokio“, die Stationen eines einzigen Monats. 30.000 Pferde hat er in seinem Leben unter dem Sattel gehabt. „Reiten, schlafen, reiten, reiten“, sagt Starke.

Es geht um Ruhm und um Pokale. Um das Gefühl, als Erster über die Ziellinie zu galoppieren. Darum, dass die Trainer ihm die besten Pferde anbieten. Starke gewinnt ein Rennen nach dem anderen, die Pokale gibt er seinen Eltern. Sie stapeln sie in Kartons. 2001 ist der Ruhm vorbei. Die Richter des „Hongkong Jockey-Club“ erlegen Starke eine Sperre auf. In seinem Blut finden sich Spuren von Kokain, in der Szene ein beliebtes Mittel, um das Hungergefühl zu betäuben. Andreas Tiedkte, Geschäftsführer des Direktoriums für Vollblutzucht und Rennen, kennt Starke schon lange. „Er ist extrem zuverlässig“, sagt er. „Ein Ausnahmetalent.“ Dass ausgerechnet Starke zu Drogen greift, kann sich in der Branche niemand erklären. Sechs Monate lang darf der Jockey nicht mehr auf die Rennbahn. „Die Strafe hat ihn geerdet“, sagt Tiedtke. Nach der Sperre kämpft Starke sich wieder nach vorn. Der größte Erfolg steht dem Weltmeister noch bevor.



► **Als Starke über die Neusser Rennbahn prescht, fliegt Schlamm durch die Luft. Seine Fuchsstute fällt sofort nach hinten.**

◀ **Nach dem Rennen tropft Schweiß vom Fell des Pferdes, pralle Adern ziehen sich über seinen Hals.**

Im Führring in Neuss tänzelt Starkes erstes Pferd. Bellende Hunde und Kinder, die ihre Eltern rufen, machen es nervös. In der Mitte des Ovals nimmt sich Trainerin Weber eine Minute Zeit, um den Jockey auf die Stute vorzubereiten. „Nicht zu viel Druck“, sagt sie. „Lass sie ihren Rhythmus finden.“ Starke zieht die Sturmhaube bis zur Nasenspitze, er nickt, dann sitzt er auf. Eine Pflegerin führt ihn um den Platz, dann trabt der Pulk zur Startbox. Vier Minuten nachdem Starke die Stute zum ersten Mal gesehen hat, galoppiert er mit ihr über die Rennbahn. Die Hufe der Tiere trommeln auf den Boden, Sand fliegt durch die Luft. Ein Mann ballt seine Faust, als sein Favorit vorbeirast. Starkes Fuchsstute fällt sofort nach hinten.

„Ausnahmepferde gibt es nicht viele“, wird Starke später sagen. Für ihn gibt es eines. In Paris gewinnt er im letzten Jahr beim Prix de l’Arc de Triomphe, es ist das wichtigste Galopprennen der Welt. Danedream heißt die Stute, auf der Starke sitzt. Die Besitzer haben sie für 9000 Euro auf einer Auktion gekauft. Sie sollte ein Spaßpferd sein. Niemand denkt, dass sie laufen kann. Dann läuft die Stute. Zuerst in Mailand, dann in Berlin, in Baden-Baden. Starke sitzt auf ihrem Rücken. Beim Rennen in Paris überholt sie alle. Danedream schenkt Deutschland ein neues Spätsommermärchen, dem Besitzer 2,2 Millionen Euro – und Starke den Höhepunkt seiner Karriere. Als in Longchamp die Sektkorken knallen, sitzt er im Auto und verlässt Paris auf der Autobahn. Am nächsten Morgen muss er in Deutschland reiten. Auf welchen Pferden er saß? Hat er vergessen.

Auf der Rennbahn in Neuss duckt sich Starke über den Pferdehals, eine halbe Runde noch. Sieben Mal darf er mit der Peitsche zuschlagen, beim achten Schlag wird er disqualifiziert. Als Starke von der Bahn reitet, tropft Schweiß vom Fell der Stute. Über ihren Hals ästeln sich prall die Adern. „Sie kam nicht vom Fleck“, sagt Starke zur Trainerin. „Nichts zu machen.“ Weber wirft dem Tier eine Decke über, dann nimmt sie das Handy aus der Handtasche und ruft den Besitzer an. „Siebter Platz.“ Starke springt ab und hastet zur Umkleide, das Pferd überlässt er einer Pflegerin. Dreimal noch wird Starke an diesem Tag seine Arbeit machen.

„S2, S4, S4, S7, S3“. Umziehen, wiegen, reiten. Letzter.

„W9, W9, G7, G6, G7“. Umziehen, wiegen, reiten. Sechster.

„G2, W8, G5, G4“. Umziehen, wiegen, reiten. Sieg.

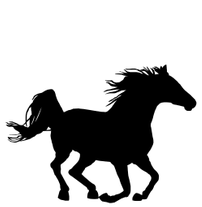
S für Sand, G für Gras, W für weichen Sand. Starke klopft dem letzten Tier auf den Hals, zum ersten Mal an diesem Tag. 2600 Euro Preisgeld hat es erzielt, 130 Euro davon bekommt der Jockey, doppeltes Reitgeld – und einen Wettgutschein. Starke sitzt ab, er wischt sich den Sand von der Nase. Männer mit Cordmütze schütteln seine Hand. Starke lächelt höflich, dann hastet er zur Umkleidekabine und streift den Renndress ab.

Fünf Prozent Gewinnanteil sind nicht viel, im Ausland gibt es das Doppelte. Starke setzt sich ins Auto und fährt nach Köln zurück, am Abend wird seine Frau eine Paprikaschote mit Reis für ihn kochen. „Wenn ich Hunger habe“, sagt er, „gehe ich Menschen aus dem Weg.“ Das nächste Rennen ist erst in einer Woche. Bis dahin wird Starke weiter um vier Uhr aufstehen, wird reiten und sich dann auf sein Fahrrad schwingen. In seinem Büro wird er darauf warten, dass sein Handy klingelt. Vielleicht ruft ein Trainer aus Frankreich an. ◀

Wo die Adlers wohnen

Von Hengst bis Hummel – viele Nachnamen gehen auf Tiere zurück. Diese acht häufen sich in bestimmten Gegenden.

Text Vera Vester



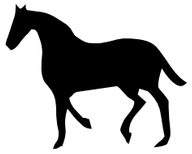
Hengst

Die Idee, sich gegenseitig Nachnamen zu geben, kam im Mittelalter aus Italien und Frankreich nach Deutschland. Heute leben besonders viele Hummels bei Stuttgart, Bärs bei Bayreuth, Krabbes bei Münster und Hunds bei Baden-Baden. Wissenschaftler vermuten, dass die Namen an diesen Orten entstanden – und die Nachkommen der ersten Träger nie weggezogen sind.

Die Vorfahren der 3500 Hunds, die in Deutschland leben, müssen entweder hinterhältig oder besonders treu gewesen sein, denn der Name Hund ist ein so genannter Übername: Er ist zurückzuführen auf das, was andere über den Charakter einer Person gesagt haben. Südlich von Dresden wohnen demnach besonders viele Nachfahren von starken und ungestümen Menschen: Hengste. Stuten sind in ihrer Nähe allerdings kaum zu finden.

Die Karten zeigen exemplarisch die Regionen, in denen die ausgewählten Namen besonders oft vertreten sind. Sie basieren auf Daten des Deutschen Familiennamenatlas (DFA). ◀

Stute

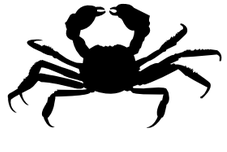


Adler

Hummel

Hund

Bär



Krabbe

Fisch

„Bombastischer Lyrismus“

Wenn man Affen Farbe und Leinwand gibt, kann nur Chaos entstehen – oder? Wir haben zwei Kunstexperten um ihre Einschätzung gebeten.

Auf den ersten Blick steht dieses Gemälde am Übergang zwischen expressionistischer Macht und Tiefe und erstaunlicher Geschwindigkeit in der Gestik – fast opportunistisch. Es positioniert sich zwischen einer lyrischen Abstraktion, die ihre Wurzeln in den fünfziger Jahren hat, und dem Ausdruck eines spontanen tierischen Wesens. Es scheint mir klar, dass der Künstler auf der einen Seite von den Philosophien des Fernen Ostens geprägt wurde (man denkt an die japanischen Gemälde des Franzosen Georges Mathieu – wahrscheinlich einer der spirituellen Meister des Künstlers). Auf der anderen Seite ist offensichtlich, dass die Malerei von Joachim-Raphaël Boronali Einfluss auf den Künstler hatte. Die Nachfolge der „art informel“ ist somit angetreten. Der Maler hat einen ausgeprägten Sinn für Komposition und Farbe sowie außergewöhnliche, selbstbewusste Gesten. Sein Lyrismus ist leider ein bisschen bombastisch. Aber man kann nicht perfekt sein.◂

Jean-Marie Gallais (Kunstkritiker und Gastwissenschaftler am Duisburger Lehmbruck-Museum für moderne Kunst)

Foto: Heinz Hadabel

▲ **Orang-Utan Barito:** ***Ohne Titel*****, Fingerfarbe auf Pappe, 2011, Zoo Krefeld**

Konzept Kaspar Heinrich & Katharina Mutz

Bilder Barito & Bakhari

Schimpanse Bakhari: ***Digit Master*****, Fingerfarbe auf Leinwand, 2011, Saint Louis Zoo, Missouri** ▼

Foto: Rob Eagle/UCL

Dynamischer kann ein Bild kaum sein. Wie der pastose Pinselstrich zeigt, ist der Künstler eindeutig dem Umfeld der shintoistischen Kalligraphie zuzuordnen. Erstaunlich am vorliegenden Werk: der Übergang von der Tusche zur komplementären Zweifarbigkeit. Yongbo Zhao legte den Grundstein für diese Art Malerei. In seiner berühmten Serie „Somnambule Elegie“ pflegte er nach längeren Meditationen über die Kirschblüte seinen prächtigen Haarschopf zu lösen, den Kopf komplett in einen Zuber mit Tusche zu tauchen, um dann in einer furiosen Schleuderbewegung des Kopfes die Tusche aus seinem Haar auf das doppelt geschöpfte Papier aus Lhin Minh zu schleudern.

Obwohl Yongbo Zhao der Fachwelt bislang unbekannt blieb, kann man an dem vorliegenden Werk sehen, dass sein Einfluss noch wirksam ist. Die zweifarbige Vortex-Waschel-Technik dieser Arbeit ist zutiefst berückend und angenehm irritierend. ◂

Michael Wüst (Kurator und stellvertretender Direktor der Münchner Kunsthalle whiteBOX)

Gegen den Schwarm

Die Taube war einmal das Symbol für Liebe und Frieden, heute ist sie eine Plage. Schuld daran sind wir selbst.

Text Johannes Wendt

Fotos Fritz Beck

Rainer Baumeister wirft sich ein Netz über die Schulter, Maschenweite fünf Zentimeter. Ein letztes Mal prüft er die schwarz-weiße Skizze des Alten Peter. Neonrot markiert sind die Stellen, an denen er das Netz an dem Kirchturm anbringen soll. Baumeister ist klein, trägt eine Brille aus Metall und einen Bürstenschnitt. Er hat Netze über das Glockenspiel am Marienplatz gezogen und ganze Parkhäuser mit ihnen verhüllt. Jetzt steckt Baumeister einen Metallspachtel in die Tasche seines Blaumanns, klettert auf die Hebebühne eines roten Kranwagens, greift den Steuerknüppel und fährt vier Meter in die Höhe, vorbei an Grabtafeln bis zu einem Engelsornament. Zwischen Totenschädel und Prunkbecher hat ein Taubenpaar ein provisorisches Nest gebaut. Die Tiere schauen unruhig zu ihm herüber. Baumeister kennt diese Blicke, er ist Taubenvergrämer.

Auch Monika Schüllenbach wird beäugt. In jeder Mittagspause schließt sie die gusseiserne Tür ihres Kosmetiksalons ab und läuft zum Karstadt an der Münchner Freiheit. Schüllenbach hat Lachfalten und schlohweißes Haar. Im Karstadt fährt sie mit der Rolltreppe bis in den vierten Stock. Bei den Toastern biegt sie zum Treppenhaus ab, steigt zwei weitere Stockwerke hinauf. Auf dem Dach ist es schattig, ein schmaler Weg führt durch Türme aus Rohren und Antennen, aus einem Lüftungsschacht strömt Schnitzelgeruch. Zwei Tauben huschen vorbei. Sie kommen aus einem grauen Haus, so groß wie ein Container. Es ist einer von drei Taubenschlägen in München. Schüllenbach ist Tierschützerin.

◀ **Taubenvergrämer Rainer Baumeister baut einen „Anflugverhinderer“ auf.**

Zusammen mit Kollegen entwickelte sie in den neunziger Jahren das Augsburger Modell, nach dem Tauben in einem Schlag mit Futter und Nistmöglichkeiten versorgt werden. Wenn sie sich an den neuen Ort gewöhnt haben und brüten, tauschen Betreuer ihre Eier gegen Attrappen aus Gips. So will man die Zahl der Stadttauben verringern. Zahlen, die den Erfolg belegen, gibt es keine.

Im Kampf gegen die Stadttaube versagt bisher jedes Mittel. In den siebziger Jahren schossen Jäger sie vom Himmel. In den Achtzigern entwickelte man eine Verhütungspille für die Taube. Beides vergeblich – die Vögel vermehren sich zu schnell. Ein Taubenpaar bekommt bis zu zwölf Küken im Jahr. Vier Millionen Tauben gibt es in Deutschland, und so fallen an einem Tag 130 Tonnen Kot auf Plätze, Balkone und Denkmäler. Die Bakterien im Kot geben Säure ab, die sich in Sandstein und Ziegel frisst. Die Stadt Venedig hat Händlern deshalb verboten, Taubenfutter zu verkaufen. In München und in vielen anderen deutschen Städten gibt es ein Fütterungsverbot, kaum jemand hält sich daran. Vergrämung bleibt die einzige Lösung. Langfristig hilft sie nicht.

Auf seiner roten Hebebühne zieht sich Rainer Baumeister die Handschuhe über und beginnt, den Taubenkot wegzuspachteln. Bevor er die Netze spannt, muss der Stein sauber sein. Die Tauben fliegen Pirouetten um den Mann, er spachtelt weiter. Als Baumeister fertig ist, sieht es aus, als läge weiße Kreide auf dem Ornament. Er kehrt sie mit einem Handfeger beiseite. Dann greift er das Netz und überspannt die Engelsfigur. Tauben werden hier für die nächsten zehn Jahre nicht mehr landen. Stattdessen werden die Vögel ihr Nest in ein paar Tagen neu bauen – auf dem Dach des Nachbarhauses. Es ist ein Phänomen, das Baumeister Aufträge sichert und Städter verzweifeln lässt.

Denn Stadttauben bleiben immer am selben Ort, mit demselben Partner – ein Leben im Radius von 350 Metern. Die Ägypter waren die Ersten, die das erkannten. Sie fingen die Felsentaube, die an den Küsten des Mittelmeers brütete, und züchteten sie zum Briefträger. Wie kaum ein anderes Tier ist die Taube seither mit der Kulturgeschichte des Menschen verbunden. In der griechischen Mythologie ist sie der Vogel der Aphrodite, bei den Christen steht sie für den Heiligen Geist. Als die ersten Städte entstanden, ließen sich ausgewilderte Tauben in ihren

▼ **Das Netz schützt ein Engelsornament am Alten Peter. Auf dem Dach darüber sitzt das vertriebene Taubenpaar.**

Straßen nieder. Sie vermehrten sich massenhaft, aus den Stadttauben wurden Schädlinge. Heute ist die Taube eines der meistgehassten Tiere der Welt. Schuld daran ist vor allem der Mensch. Im Laufe der Zeit hat er immer wieder Arten außerhalb ihrer Heimat angesiedelt – und dann die Kontrolle verloren. Haben Tiere einmal eine neue Nische gefunden, wird der Mensch sie kaum wieder los. Monika Schüllenbach sucht einen Kompromiss.

Als sie den Schlüssel zum Taubenschlag umdreht, stieben dutzende Vögel durch die Luft. Von innen sieht der Schlag aus wie eine Sauna, an den Seiten stapeln sich Nistboxen aus Pressholz. Schüllenbach bückt sich, zückt den Spachtel und kratzt Taubendreck aus den Boxen. Sie füllt bunt gesprenkelte Körner in die Tröge und gießt Wasser in die Näpfe. Ihre Tauben sollen gesünder sein als die in der Stadt und wie Haustiere im Schlag bleiben. Nur so, glaubt sie, könne die Stadt sauberer werden. Geht es nach Wissenschaftlern, ist ihre Arbeit umsonst.

Wissenschaftler halten die Arbeit der Taubenschützer für wirkungslos

Daniel Haag-Wackernagel ist Professor für Biologie an der Universität Basel. „Taubenschläge sind wichtig“, sagt er, „aber wer die Tauben im Schlag füttert, ändert nichts daran, dass sich die Vögel in der Stadt vermehren.“ Das Augsburger Modell, so der Professor, laufe ins Leere. Auch in Basel hat man Taubenschläge aufgestellt und tauscht die Eier der Tauben aus. Ihr Futter müssen die Vögel aber außerhalb des Schlags suchen, nur Vitamine bekommen sie, zusätzlich schaut ein Tierarzt nach ihnen. Innerhalb von vier Jahren hat sich in Basel die Zahl der Tauben halbiert. Der Grund: Die Vögel aus dem Schlag treten in Wettbewerb mit den Stadttauben. Sie sind gesünder und so bei der Nahrungssuche im Vorteil. Ein solches Programm ist aufwändig – es braucht Biologen, die die Vögel betreuen. Den meisten Städten ist das zu teuer. Sie überlassen das Feld Vergrämern und Tierschützern.

Monika Schüllenbach beugt sich über eine brütende Taube. Ein Lächeln zieht sich über ihr Gesicht. Jahrelang hat sie dafür gekämpft, die Tauben umsorgen zu können. Sie hat Anträge gestellt, diskutiert und demonstriert. Es ist ihr Schlag und ihr Projekt. Nach der Mittagspause bei den Tieren fährt Schüllenbach mit der Rolltreppe wieder nach unten. Es würde reichen, in drei Tagen wiederzukommen. Schüllenbach wird schon morgen zurück sein.

Am Alten Peter schwebt Rainer Baumeister in seiner Kanzel hinab. Er ist zufrieden, ein Denkmal hat er gerettet. Doch seine Arbeit ist noch lange nicht beendet. Den ganzen Tag noch wird er hoch- und runterfahren, seinen Spachtel aus der Tasche ziehen und Dreck vom Alten Peter schaben. Er wird Netze spannen und Drahtleisten kleben. Die Tauben werden sich am nächsten Tag auf dem Nachbarhaus versammeln. Den Auftrag der Hausverwaltung hat Baumeister schon in der Tasche. ◀

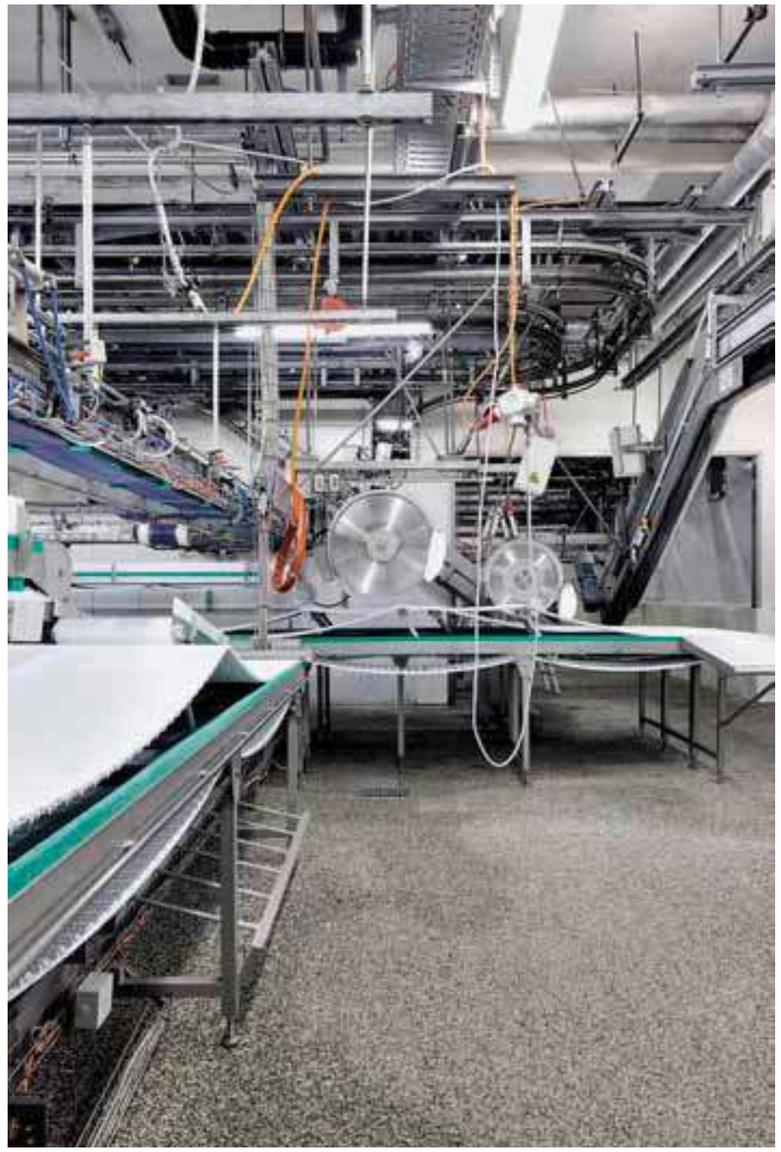
▶ **Tierschützerin Monika Schüllenbach kümmert sich um den Taubenschlag an der Münchner Freiheit.**

IM AKKORD

Deutsche Schlachthöfe verarbeiten 687 Millionen Tiere pro Jahr. Effizient, präzise und sauber. Ein Besuch nach Feierabend.

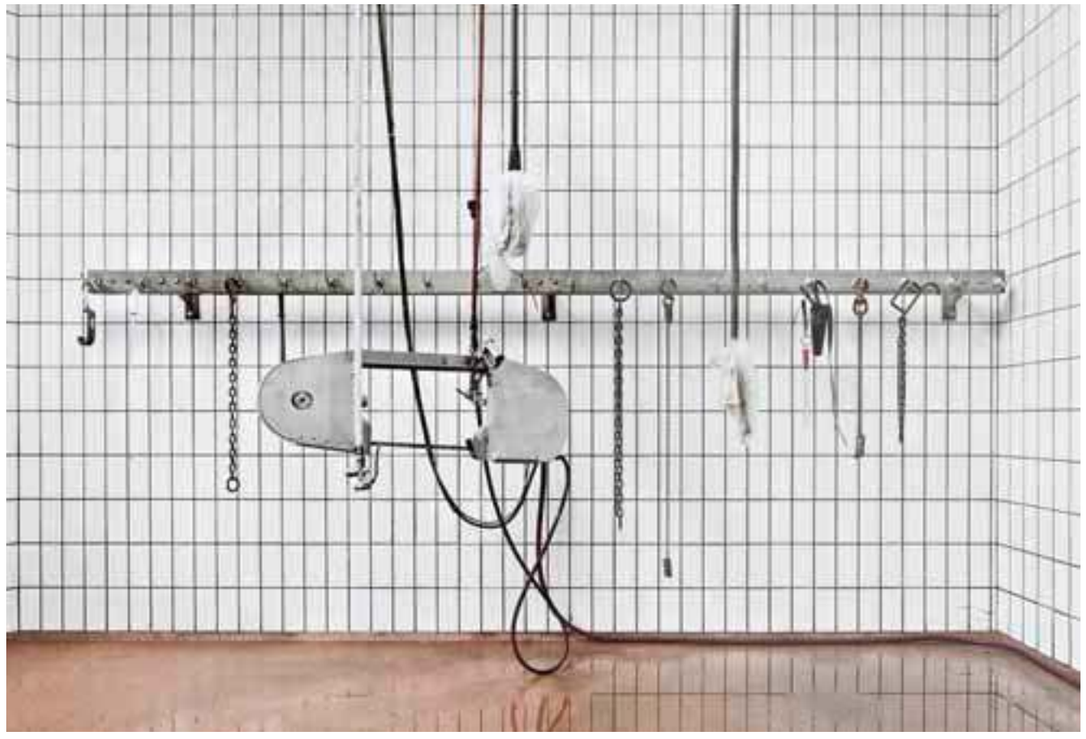
Fotos Julia Unkel

Text Katharina Mutz



▲ Die Fließbänder befördern Schweine. Arbeiter zerlegen sie in Schulter-, Bauch- und Filetstücke. Die Kreissäge zerteilt täglich 4700 Tiere.

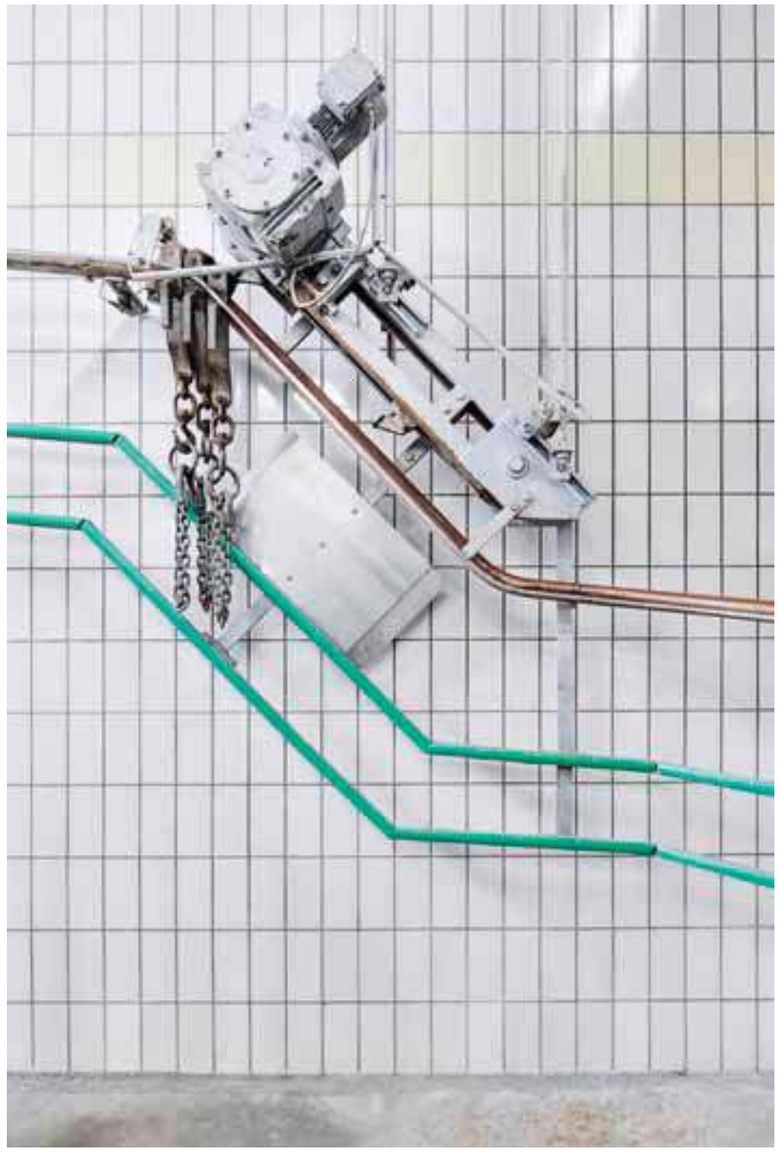
▲ **Entlang dieser Gedärmschalen entnehmen Arbeiter täglich 4700 Schweinen die Organe. Die einen schneiden ihnen die Brust auf, die anderen holen Herz und Lunge heraus und hängen sie an die Haken. Die nächsten schlitzen die Schweine bis zum Bauch auf, die letzten entfernen die Gedärme. Kein Arbeitsgang darf länger als sieben Sekunden dauern.**



▲ **Die Säge zerschneidet Pferde- und Rinderleiber in zwei Hälften. Von der Decke hängen Wasserschläuche und zwei in Plastik verpackte Fernbedienungen. Mit ihnen können Arbeiter die Höhe der Säge verstellen.**

▲ **Außenansicht einer Enthaarungsmaschine für Schweine. Walzen mit Gummischlägern und stumpfen Eisenspitzen fahren am Körper der Schweine entlang und reißen einen Großteil der Borsten ab.**

▲ **Mit der Kneifzange knipsen die Arbeiter Hühnern, Enten, Gänsen und Puten Hals und Flügelspitzen ab. Dabei stehen sie auf der höhenverstellbaren Tribüne. Die Tiere, die mit den Füßen am Gestänge aufgehängt sind, fahren an den Arbeitern vorbei. Das Kreismesser rechts im Bild trennt den Körper von den Füßen, er fällt in den darunter platzierten Auffangteller.**



▲ **Der Aufzug hebt Rinder nach der Schlachtung auf die sogenannte Schlachtlinie. Dieses höher gelegene Förderband transportiert die Tiere zu den verschiedenen Arbeitsstationen. Pro Tag werden rund 600 Tiere mit den Hinterläufen an den Haken des Aufzugs befestigt.**

▲ **Am Ende des Fließbands schneiden Arbeiter die Schweine mit Hilfe von Schablonen in genormte Stücke. In Kisten verpackt, werden die Fleischstücke anschließend weitertransportiert.**

„Ich sah, wie das Leben aus seinem Körper wich“

Julia Unkel über ihre Fotostrecke *Im Angesicht*

Bevor ich anfing, für meine Diplomarbeit zu fotografieren, wollte ich ein Gefühl dafür bekommen, wie in Schlachthöfen gearbeitet wird. Mehrere Wochen lang war ich regelmäßig in einem kleinen Schlachthof und habe mir alles angesehen. Einmal war ich dabei, als ein Rind geschlachtet wurde. Der Schlachter schoss dem Tier den Bolzen in die Stirn, dann schnitt er ihm mit einem Messer die Kehle durch. Ein Schwall Blut spritzte aus seinem Hals. Die ganze Zeit über habe ich das Tier angesehen und das Tier mich. Ich konnte sehen, wie das Leben aus seinem Körper wich. Als es tot war, sägten Arbeiter ihm den Kopf ab und zogen ihm das Fell ab. Eine halbe Stunde später war aus dem Rind ein Stück Fleisch geworden.

Ich habe mich bewusst dafür entschieden, solche blutigen Szenen auf meinen Fotos nicht zu zeigen und auf jegliche Wertung zu verzichten. Jeder Betrachter soll selbst entscheiden, wie viel er sich vorstellen möchte. ◀

Julia Unkel studierte an der FH Dortmund Fotodesign. Mit ihrer Diplomarbeit *Im Angesicht*, die hier in Teilen abgedruckt ist, gewann sie 2011 den renommierten Wettbewerb „Gute Aussichten – Junge deutsche Fotografie“. Julia Unkel lebt in Dortmund und ist freiberufliche Fotodesignerin.

www.juliaunkel.com
www.guteaussichten.org

Interviews Eva Röder & Vera Vester

Eine Spinne sitzt im Waschbecken – bringen wir sie in den Garten oder drehen wir das Wasser auf? Tiere stellen uns vor Gewissensfragen. Eine Tierschützerin, ein Fleischproduzent, eine Schauspielerin, eine Tierpsychologin, ein Politiker und eine Schriftstellerin beantworten sie ganz unterschiedlich.

„Ich kotze beim Anblick von Tieren am Spieß“

▶ **Barbara Rütting** ist Tierschützerin und Autorin, sie lebt bei Würzburg. Aus Protest gegen Tierversuche ließ sie sich in den Achtzigern den Kopf kahl scheren. Bis 2009 saß die ehemalige Schauspielerin sechs Jahre für die Grünen im Bayerischen Landtag. Ihre Hunde und Katzen hat sie aus dem Tierheim. Seit 40 Jahren isst Barbara Rütting kein Fleisch mehr, seit einem Jahr lebt sie vegan: „Meiner Gesundheit, dem Tier- und Klimaschutz zuliebe.“

▶ **Gabriele Zuske** ist Tierpsychologin und Tierhomöopathin in Berlin. Sie versucht, die Kommunikation zwischen Halter und Haustier zu verbessern. Typische Problemfälle sind Hunde, die in die Wohnung pinkeln, oder Katzen, die auf Dächer klettern. Bei ihr leben Rennmäuse, Hunde und Katzen. Langweilig wird ihren Tieren nicht. Gabriele Zuske denkt sich Spiele aus, eins davon: Futter verstecken. Sie isst Fleisch, Fisch und Tierprodukte: „Leider.“

▶ **Karl Schweisfurth** ist Chef der Herrmannsdorfer Landwerkstätten, einem Biobauernhof bei München. Früher gehörte seiner Familie der größte Fleischkonzern Europas. Mitte der achtziger Jahre verkauften die Schweisfurths den Betrieb, um auf ihrem neuen Gut die Vision einer ökologisch-nachhaltigen Landwirtschaft zu verwirklichen. Schweisfurth trinkt Milch, isst Eier und gerne Fleisch: „Halb so viel, dafür doppelt so gut.“

Wenn Sie auf einer Feier vor einem Spanferkel stehen, weisen Sie Ihre Freunde auf die Massentierhaltung hin oder ist das zu viel erhobener Zeigefinger?

Van Bergen: Ich verlasse höflich das Fest und versuche später, meine Freunde von meinem Standpunkt zu überzeugen.
Rütting: Ich komme gar nicht erst in die Situation. Mit Fleischessern könnte ich niemals befreundet sein.
Schweisfurth: Natürlich weise ich sie darauf hin, dass wir eine gequälte Kreatur essen. Ferkel zu schlachten ist völlig unnötig. Würde das Ferkel erst als ausgewachsenes Schwein geschlachtet, wäre mehr Fleisch dran und wir müssten insgesamt weniger Schweine schlachten.
Berg: Ich kotze beim Anblick von Tieren am Spieß. Dabei stelle ich mir immer vor, dass es Menschen sind.

Haben Sie schon mal bewusst ein Tier getötet?

Aiwanger: Ja, als Landwirt und als Jäger.
Van Bergen: Nicht selbst. Aber meine Tierärzte kennen meine Überzeugung: Wenn Tiere Schmerzen leiden, sollen sie erlöst werden.
Berg: Ja, Kakerlaken. Die sind wirklich nicht in Ordnung.
Rütting: Aus Unwissenheit einmal einen Käfer. Darunter leide ich heute noch.

Dürfen wir Fleisch essen, wenn wir selbst niemals ein Schwein töten könnten?

Van Bergen: Nein.
Aiwanger: Natürlich. Das ist gesellschaftliche Arbeitsteilung. Die einen jagen, die anderen essen. Wir freuen uns doch auch über eine geputzte Parkplatztoilette, obwohl manch einem der Ekel käme, wenn er sie selbst putzen müsste.
Rütting: Das Gebot „Du sollst nicht töten“ bezieht sich auch auf Tiere.
Schweisfurth: Jeder Fleischesser sollte mal ein Tier getötet haben. So erkennt er, dass für jedes Schnitzel ein Tier gelebt hat. Fleisch wird damit etwas ganz Wertvolles.
Berg: Tiere schlachten ist ein wenig wie Menschen schlachten. Wenn wir das könnten...

Was unterscheidet Menschen von Tieren?

Berg: Unsere Hände sind bessere High-End-Evolutionsprodukte.
Rütting: Wir Menschen denken und reden zu viel – und meistens das Falsche.

▶ **Hubert Aiwanger** ist Vorsitzender der Freien Wähler und lebt in München. Er gilt als Königsmacher bei der nächsten Landtagswahl in Bayern. An seinen freien Tagen tauscht er Anzug und Krawatte gegen Gummistiefel und Mistgabel und hilft seinen Eltern auf ihrem Hof bei Rottenburg in Niederbayern. Außerdem geht er in seiner Freizeit gerne auf die Jagd. Hubert Aiwanger isst Fleisch: „Weil es mir schmeckt und mein Körper danach ruft.“

▶ **Ingrid van Bergen** ist Schauspielerin und lebt in der Lüneburger Heide. Seit 20 Jahren widmet sie sich dem Tierschutz. Sie hatte bislang 26 Pferde, 100 Hunde und Katzen, über 50 Vögel und drei Esel. 2009 wurde sie vom RTL-Publikum zur Dschungelkönigin gewählt. Im Finale von „Ich bin ein Star, holt mich hier raus“ hat die Vegetarierin Krokodilaugen und Känguru-Hoden gegessen: „Davor habe ich mich bei den Tieren entschuldigt.“

▶ **Sibylle Berg** ist Schriftstellerin, Dramatikerin und schreibt Kolumnen für Spiegel Online. Sie lebt in Zürich. Ihre Stücke leben von Figuren wie dem Hitlerhund Blondi oder einem coolen Schnapphamster. Früher hatte sie selbst einen Hamster – nach seinem Tod hat sie ihm bei der Verwesung zugesehen. Sie ist Vegetarierin, gegen Milchprodukte hat sie nichts: „Wenn Tiere für mich arbeiten, ist das in Ordnung, ich muss ja auch arbeiten.“

Foto: Katja Flintmann

Zuske: Wir können lügen, um uns einen Vorteil zu verschaffen, und über den Tod nachdenken.
Schweisfurth: Wir sind in der Lage, rationale Entscheidungen zu treffen, zum Beispiel darüber, wie wir mit Tieren umgehen.
Aiwanger: Ein Tier weiß instinktiv, was ihm gut tut. Zum Beispiel hört es auf zu saufen, wenn der Durst gestillt ist.
Van Bergen: Ich mache keinen Unterschied zwischen Mensch und Tier.

Was machen Sie, wenn eine Spinne durch Ihr Schlafzimmer krabbelt?

Aiwanger: Es gibt Nützlinge und Schädlinge. Auch Tiere entledigen sich übrigens ihrer Plagegeister wie Läusen und Flöhen. Sie zerbeißen oder zerdrücken sie.
Van Bergen: Alle Lebewesen haben das gleiche Recht auf Leben und Fürsorge. Ich liebe Spinnen. Ist ein Weberknecht in meinem Haus, der sich vor Kälte retten will, gewähre ich ihm Asyl.
Berg: Wenn eine Spinne mich zu penetrant beobachtet, wird sie rausgeschmissen.
Zuske: Wir sollten uns nicht anmaßen, zu entscheiden, welches Tier es verdient hat zu leben und welches nicht.

Können Tiere Glück empfinden?

Van Bergen: Selbstverständlich, genau wie Trauer und Schmerz.
Zuske: Ja. Nur weil sie es uns nicht sagen können, heißt das nicht, dass sie keine Empfindungen haben.
Rütting: Natürlich, auch Tiere haben eine Seele.
Aiwanger: Das merkt man, wenn eine Katze wohlig schnurrt und ein Hund sich schwanzwedelnd freut. Selbst ein Greifvogel wirkt glücklich, wenn er seine Beute geschlagen hat.

Wann leiden Tiere?

Berg: Das ist wie beim Menschen: Wenn sie ihren Tod ahnen oder beschissene Wohn- und Arbeitsverhältnisse haben.
Aiwanger: Bei Hitze und Kälte, Hunger und Durst. Sie leiden unter dem Verlust eines Familienmitglieds und bei Leistungsdruck.
Schweisfurth: Wenn sie Stress oder Schmerzen haben und von ihren Artgenossen getrennt werden.
Rütting: Kuhmutter und Schafmutter leiden entsetzlich, wenn ihnen Kälbchen und Lämmchen entrissen und zum Schlachter gebracht werden. Darum sagt die Tierschützerin Christa Blanke: „Ich kann doch nicht die Kinder anderer Mütter essen.“ Also: Kein Lammbraten zu Ostern.

Sollten Menschen in Kursen lernen, wie sie mit ihren Haustieren umgehen?

Van Bergen: Dazu habe ich eine sehr militante Auffassung: Jeder Tierhalter sollte eine Eignungsprüfung mit Zertifikat machen.
Zuske: Ja, manche Menschen merken gar nicht, dass sie ihrem Tier wehtun.
Rütting: Schon Kinder müssen früh lernen, mit Tieren umzugehen, deshalb brauchen wir Tierschutzlehrer.
Berg: Ach ja, Menschen bräuchten auch Kurse dafür, wie sie mit sich und anderen Menschen am besten umgehen.

Wenn Sie ein Tier sein könnten, welches Tier wären Sie?

Schweisfurth: Eine Kuh. Kühe sind wunderbare und sehr nützliche Tiere. Sie haben einen angenehmen, ruhigen Charakter und leben in der Herde friedlich zusammen.
Rütting: Ein Hund bei mir zu Hause. Da würde ich so geliebt, wie ich es verdiene.
Van Bergen: Am liebsten wäre ich ein Adler. Dann hätte ich mit meinen exzellenten Augen von weit oben einen wachsamen Blick auf die Menschheit.
Berg: Vermutlich eine englische Bulldogge, die scheinen mir verwandt.
Zuske: Eine Katze. Ich bewundere Katzen für ihre Unabhängigkeit.
Aiwanger: Ein Elefant – aber nur in einer Gegend, in der mich keiner wegen des Elfenbeins tötet. ◀

Schaben sind auch nur Menschen

Kakerlaken mit Lampenfieber, saufende Fruchtfliegen und Affen, die sich prostituieren: Tiere sind uns ähnlicher, als wir denken.

Text Theresa Breuer
Illustrationen Julian Kramer

Kakerlaken plagen Versagensängste – das wissen Sozialpsychologen schon seit den sechziger Jahren.

Der Amerikaner Robert Zajonc ließ damals eine Küchenschabe in einem Labyrinth nach dem Ausgang suchen. Ihre Artgenossen beobachteten sie dabei von Zuschauertribünen. Die Kakerlake fand den Ausgang deutlich schneller, wenn sie sich vor Publikum bewegte, als wenn sie alleine suchen musste. Soziale Anspannung heißt das Phänomen und ist bei Kakerlaken ebenso zu beobachten wie beim Menschen.

Als der Forscher den Schwierigkeitsgrad des Labyrinths erhöhte, wurde es jedoch knifflig. Während die Zuschauerschaben gespannt auf ihren Bänken saßen, suchte die Versuchskakerlake verzweifelt nach dem Ausgang. Links, rechts, geradeaus? Je komplizierter die Aufgabe, desto länger brauchte die Kakerlake, um im Beisein des Publikums den richtigen Weg zu finden. Kakerlaken werden nämlich hochgradig nervös, wenn man sie beim Lösen schwieriger Aufgaben beobachtet. Kennt man ja. Wer behauptet, bei ihm sei das anders, der möge sich für seine Lüge schämen. ◀

Sitzen zwei sexuell frustrierte Fruchtfliegen an der Bar, sagt die eine zur anderen: „Sie hat mich schon wieder abgewiesen, Mann.“ „Schlimm“, sagt die andere und reicht ihrem Kumpel eine Flasche Birnenschnaps – oder was Fruchtfliegen eben so trinken. So muss es sich wohl zugetragen haben, als Forscher der University of California herausfanden, dass sexuell frustrierte Fruchtfliegen deutlich mehr Alkohol konsumieren als ihre sexuell ausgelasteten Kumpane.

In einem Experiment hatten die Wissenschaftler männliche Fruchtfliegen erst durch Duftstoffe in Paarungsstimmung gebracht, dann durfte sich ein Teil der Gruppe mit den Weibchen vergnügen. Dem anderen Teil blieb der Sex verwehrt. Die Männchen, die nicht zum Zuge gekommen waren, schlugen sich den Magen voll. Auffällig dabei: Sie bevorzugten das Futter, das mit Alkohol getränkt war.

Die Forscher erklären dieses Phänomen so: Alkohol steigert genau wie Sex den Gehalt des Wohlfühl-Proteins Neuropeptid F im Fliegenhirn. Wird den Männchen der Sex verwehrt, suchen die Fruchtfliegen nach anderen Möglichkeiten der Befriedigung. ◀

Können Affen mit Geld umgehen? Dieser Frage sind Ökonomen der Universität Yale 2008 nachgegangen. Unter Aufsicht sollten sieben Kapuzineräffchen lernen, Münzen gegen Futter zu tauschen. Ein schwieriges Unterfangen – verloren die Tiere doch zunächst jegliches Interesse an den Münzen, sobald sie feststellten, dass man sie weder essen noch begatten konnte. Zum Entzücken der Forscher verstanden die Affen es nach einigen Monaten dann doch.

Das Tauschgeschäft florierte – bis ein Affe eines Tages in die Testkammer spazierte, in der die Gruppe normalerweise mit dem Geld hantierte. Anders als sonst kaufte er sich kein Essen, sondern stahl das Geld und warf es in den großen Affenkäfig. Dann floh er aus der Kammer und stürzte sich mit den anderen auf die Münzen.

Die Forscher bestachen die Tiere mit Leckereien, damit sie die Münzen wieder herausrückten. Ein Affe hatte jedoch andere Pläne. Er ging hinüber zu einem Weibchen und gab ihm das Geldstück. Nach kurzer Annäherung hatten die beiden Äffchen Sex. Er dauerte acht Sekunden. Die Forscher waren soeben Zeuge des ersten Falls von Affenprostitution geworden. ◀

Alle lieben Pandas. Kaum jemand liebt China. Das weiß die Regierung – und verschenkt die Bären an ausländische Staatsmänner. Der Panda ist

Das politischste Tier der Welt

Text Ann-Kathrin Nezik

Illustration Julian Kramer

Einer der beliebtesten Diplomaten des Berliner Politikbetriebs wiegt 110 Kilo, verspeist am liebsten Birnen und ist überzeugter Junggeselle. Hunderte Menschen besuchen ihn täglich an seinem Arbeitsplatz und schauen ihm bevorzugt beim Essen zu. Ihn stört es nicht, schließlich ist das sein Job: sein Heimatland bei den Deutschen beliebter zu machen.

Seit 1980 ist Panda-Mann Bao Bao kuscheliger Repräsentant der Volksrepublik China im Berliner Zoo. Er ist einer der ältesten Vertreter einer Politik, mit der die kommunistische Regierung seit Jahrzehnten versucht, das Ausland für sich zu gewinnen: der Panda-Diplomatie. Seit den fünfziger Jahren verschenkt China Pandas an ausländische Regierungschefs; als Geste der Freundschaft – und als clevere Marketing-Strategie, um sein Image in der Welt aufzupolieren. Kein Tier wird von der Politik so instrumentalisiert wie der behäbige, gutmütige Panda.

Schon seit dem Mittelalter haben Herrscher versucht, Allianzen mithilfe von tierischen Präsenten zu schmieden: Im 15. Jahrhundert schenkte ein ägyptischer Sultan den Medici, der mächtigen Florentiner Bankiersfamilie, eine Giraffe. Mit dem exotischen Tier wollte er sie davon überzeugen, ihn in seinem Kampf gegen die Osmanen zu unterstützen. Manuel I., König von Portugal, sandte 1514 den indischen Elefanten Hanno an Leo X., um ihm zu seiner Papstwahl zu gratulieren. Bei ihrem Liberia-Besuch überreichten die Gastgeber Angela Merkel 2007 ein Huhn.

> Nixon persönlich sorgte sich um die Fortpflanzung der Tiere

Doch kein Land hat seine tierischen Nationalsymbole so eifrig verschenkt wie China die Pandas. Die Kader der Volksrepublik entdeckten die flauschigen Botschafter in einer Zeit, in der ihr Land weltpolitisch isoliert dastand. Als Richard Nixon 1972 als erster amerikanischer Präsident Peking besuchte, schenkte ihm Mao Zedong das Panda-Paar Ling Ling und Hsing Hsing. Ein paar Monate später landeten die beiden auf amerikanischem Boden, eskortiert von vier echten chinesischen Diplomaten. Nixon war so begeistert von den neuen Bewohnern des Washingtoner Zoos, dass er einen Reporter anrief und ihm die Neuigkeit persönlich mitteilte. Und er sorgte sich um die Fortpflanzung der Pandas: Dem verdutzten Journalisten erklärte Nixon, dass Pandas nur dann lernen würden, miteinander zu kopulieren, wenn sie anderen Pandas zuvor dabei zuschauen könnten. Seine Expertise half nichts: In den Neunzigern starben Ling Ling und Hsing Hsing – ohne lebende Nachkommen gezeugt zu haben.

> Die Panda-Diplomatie ist heute ein Millionengeschäft

23 Pandas hat China zwischen 1953 und 1982 verschenkt. „So präsentiert es sich als friedliebendes, Geschenke verteilendes Land“, sagt Jörn-Carsten Gottwald, Sinologe an der Universität Bochum. Die Panda-Diplomatie führt vor, wie sich ein aufstrebendes Land in die Herzen der Welt schleicht. Public Diplomacy nennen Politikwissenschaftler diese Strategie. Sie funktioniert: Von Adelaide bis Wien sind Pandas die Stars der Zoos. Und kaum ein Besucher wird an eingesperrte Dissidenten denken, wenn er in ein Paar Panda-Knopfaugen schaut.

Selbst das aus Chinas Sicht abtrünnige Taiwan wurde schwach angesichts der Aussicht, dass zwei putzige Fellklöpse den Zoo von Taipeh bevölkern könnten. Zunächst hatte die taiwanesische Regierung die Offerte des Nachbarn zwar abgelehnt. Schließlich hießen die auserkorenen Exemplare Tuan Tuan und Yuan Yuan, was übersetzt „Wiedervereinigung“ bedeutet. Doch zwei Jahre später konnte die neue, weniger chinakritische Regierung nicht länger widerstehen. Wie einen Schatz ließen Arbeiter das Panda-Paar, sicher in einer Kiste hockend, in Taipeh aus dem Flugzeug hinab.

China kann seine kostbaren Nationalsymbole auch deshalb nach Belieben vermarkten, weil Pandas ausschließlich in den Bambuswäldern Zentralchinas leben. 1600 Tiere hat der WWF dort vor einigen Jahren gezählt. Die Weltnaturschutzorganisation IUCN stuft den Panda als stark gefährdet ein.

Lange verschenkte China seine Pandas ohne Auflagen. Artenschützer weltweit kritisierten diese Praxis. Inzwischen leiht das Riesenreich die Pandas deshalb nur noch für zehn Jahre an ausländische Zoos aus – für eine Million US-Dollar pro Jahr. Die Leihgebühr muss zu einem großen Teil in Artenschutzprogramme fließen, so schreibt es das Washingtoner Artenschutzabkommen vor. Die Panda-Diplomatie hat sich von einem reinen Imageprogramm zu einem Millionengeschäft entwickelt.

Für den Berliner Zoo könnte genau das bald zu einem Problem werden. Bao Bao ist mit 33 Jahren der älteste in einem Zoo lebende Panda weltweit. Der chinesische Premier Hua Guofeng hatte ihn und Weibchen Tian Tian bei seinem ersten Deutschlandbesuch 1979 Helmut Schmidt geschenkt.

Für den Berliner Zoo kommt es nicht in Frage, einen jungen Panda gegen eine Gebühr von China auszuleihen, sagt Zoodirektor Bernhard Blaszkiewitz: „Tiere sind keine Handelsware.“ Deshalb wird Berlin wohl bald keinen Panda mehr haben.

Das liegt auch daran, dass Bao Bao zwar ein vorbildlicher Botschafter seines Heimatlandes war, doch zeitlebens Single blieb: Mit all den Frauen, die die Pfleger über die Jahre in seinen Käfig setzten, konnte er nichts anfangen. Mit Tian Tian stritt er sich, nach vier Jahren starb sie. Einst wurde Bao Bao sogar in den Londoner Zoo verfrachtet. Er sollte mit Ming Ming anbandeln. Doch anstatt mit ihr ein Baby zu zeugen, biss er dem Panda-Weibchen ein Ohr ab. ◀

Der Dealer

In Duisburg führt Norbert Zajac die größte Tierhandlung der Welt. Seit er Welpen verkauft, schicken Tierschützer ihm Morddrohungen. Ein Porträt.

Text Kaspar Heinrich & Gösta Neumann

Fotos Harald Schaack

Um sein Reich zu durchqueren, steigt Norbert Zajac auf einen Elektroroller. Er fährt vorbei an Vogelfutter und Zahnpflegemittel für Hunde, am Gehege der Meerschweinchen und einer Voliere voller Wellensittiche. An Aquarien, Terrarien für Vogelspinnen und den Nasenbären. Am Ende hat er eine Viertelmillion Tiere passiert und stoppt seinen Roller am Käfig mit den Lisztaffen. Er zieht eine lebende Heuschrecke aus einer Plastikschachtel, hält sie ans Gitter. Als die flinken Tiere der Beute den Kopf abreißen, zieht sich ein breites Lächeln über Zajacs Gesicht.

Zajac ist süchtig nach Tieren – und nach den Kunden, die sie ihm abkaufen. Er genießt es, im Mittelpunkt zu stehen, in seinem Reich, dem „Zoo Zajac“ in Duisburg. Den Laden führt er seit 36 Jahren, er steht mit ihm im Guinness-Buch der Rekorde. Zajac besitzt das größte Zoogeschäft der Welt. 20 Millionen Euro Umsatz pro Jahr, 220 Mitarbeiter, 12.000 Quadratmeter Verkaufsfläche. Anderthalb Fußballfelder würden in der Halle Platz finden. Seit Anfang des Jahres verkauft Zajac Hundewelpen – und bricht damit gezielt ein Tabu. Tierschützer demonstrieren vor dem Geschäft, Anrufer drohen, ihn umzubringen. Doch Norbert Zajac beeindruckt das nicht. Mit seiner Zoohandlung hat er sich seinen Lebenstraum erfüllt. Und den lässt er sich von niemandem zerstören.

Tiere begleiten Zajac schon seit seiner Kindheit. Mit vier fängt er die erste Eidechse, mit fünf züchtet er Meerschweinchen. Es folgen Kaninchen, Schildkröten und mit acht Jahren ein Krokodil. Der Vater, ein Polizeibeamter, hat ihm und seinem älteren Bruder Wolfgang klargemacht: Ihr dürft so viele Tiere halten, wie ihr wollt – wenn ihr sie selbst finanziert. Zajac sammelt deshalb auf dem Tennisplatz Bälle und fängt im Stadtpark Fasane. Er züchtet die Tiere und verkauft sie weiter. „Ich war immer der Unternehmer, immer der Dealer“, sagt Zajac heute und seine Stimme dröhnt vor Freude. Auf dem T-Shirt des 57-Jährigen prangt ein Tigerkopf, der sich über dem kugelrunden Bauch dehnt. Er trägt eine abgewetzte Lederweste, Pantoffeln, um den Hals ein goldenes Kettchen. Erfolgreiche Unternehmer sehen meist anders aus.

Schon mit 13 ist Zajac der jüngste Wellensittichzüchter in Nordrhein-Westfalen. Tiere nur zu halten, findet er langweilig, immer geht es auch darum, Profit zu erwirtschaften. Die vier Mark, die Zoogeschäfte für seine Wellensittiche zahlen, reichen ihm nicht. Er trickst: Im Sommer nimmt er den Vögeln ihre Nistkästen weg und hängt sie erst im Herbst wieder auf. So hat Zajac als Einziger im Dezember Jungtiere – und kann zum Weihnachtsgeschäft von den Händlern sechs Mark mehr verlangen.

▶ **Alles außer Löwen: Auf 12.000 Quadratmetern verkauft Norbert Zajac 250.000 Tiere – unter anderem Fische und Dackel.**

Um Profit geht es auch heute noch, in viel größeren Dimensionen. Sein Laden, eine langgezogene Halle aus Backstein und Wellbeton, erstreckt sich über ein Industriegelände an der Schnellstraße. Schmucklos von außen, im Inneren eine Mischung aus Tierpark und Zoogeschäft. Direkt am Eingang steht ein Glaskasten mit jungen Katzen, an dem sich Kinder die Nasen plattdrücken. Weiter hinten stapeln sich Behälter mit Futterinsekten in den Regalen. Ein Surren liegt in der Luft. Mehlwürmer und Wüstenheuschrecken stecken in Plastikschachteln, sie sehen aus wie Schrauben und Nägel im Baumarkt.

Tiere sind eine Ware für Zajac. Er gibt eine Garantie auf jedes Tier. Knorpelschaden, kaputte Hüfte, Zahnfehlstellung: Das alles sind „technische Schäden ab Werk“. Das Telefon von Norbert Zajac klingelt. Eine Kassiererin fragt, wie viel sie einer Familie zahlen soll, die ihren Hund nach zwei Tagen zurückgeben will. „Die Hälfte des Verkaufspreises“, sagt der Chef. „Wenn sie rumheulen, gib ihnen ein bisschen mehr.“

Hundewelpen verkauft Norbert Zajac seit Januar. Als erster Zoohändler in Deutschland. 20 Jahre lang galt das ungeschriebene Gesetz, dass Jungtiere direkt von der Mutter an den Halter abgegeben werden. Tierschützer bestehen darauf, dass der beste Freund des Menschen nicht im Laden verkauft wird. „Die Welpen leiden in der Zoohandlung“, sagt eine Sprecherin der Tierschutzorganisation Peta. „Sie bekommen schwere Verhaltensstörungen.“

Zajac interessieren diese Argumente nicht. Er hat drei Tierärzte angestellt und für die Welpen eine Fußbodenheizung verlegt. Dass sich mit einem Tabubruch auch Werbung machen lässt, weiß Zajac genau. Vor den Gehegen scharen sich Schaulustige. Seit er Hunde anbietet, haben sich die Besucherzahlen am Wochenende nahezu verdoppelt. Mit Morddrohungen hat Zajac nicht gerechnet.

Kurz nachdem er mit dem Welpenverkauf begonnen hat, protestieren Tierschützer vor seinem Geschäft. Wer bei ihm Hunde kauft, den schleust Zajac durch den Hinterausgang hinaus. Die Aktivisten nennen ihn Tierquäler, er nennt sie Hooligans. Vor seiner Tür sichern Wachleute das Gelände. Wenige Tage bevor die Welpen im „Zoo Zajac“ angeboten werden, stehen drei Aluminiumkoffer vor dem Geschäft. Ein Sprengstoffteam rückt an. Um drei Uhr morgens stellt sich heraus: In den Koffern sind Schreibmaschinen. Kurz darauf klingelt das Telefon: „Ich jage den Scheißladen in die Luft“, sagt eine Männerstimme. „Das fette Schwein steche ich ab.“ Die Polizei ist fast täglich im Haus. Angst hat Zajac nicht. Wichtig ist ihm nur: Die Kunden sollen von den Drohungen nichts mitbekommen.

Samstags drängen sich 10.000 Menschen zwischen den Regalen

Viele von ihnen planen die Fahrt zu „Zoo Zajac“ als Tagesausflug in den Tierpark, das weiß auch der Besitzer. Samstags stehen Einweiser vor den Parkplätzen, bis zu 10.000 Menschen streifen durch die Gänge. Über eine Million sind es pro Jahr, mehr als im Duisburger Zoo. Sie kommen vor allem, um zu schauen. Ein Asiatisches Zwergotter-Pärchen kostet 5000 Euro, viel zu viel für die meisten von Zajacs Kunden. Am Ende legen sie meist doch nur eine Palette Dosenthunfisch für die heimische Katze in den Einkaufswagen. Einige machen Halt am Haribo- oder Popcorn-Stand.

Für Norbert Zajac ist der „kostenlose Besuch im Haustierzoo“, wie er es nennt, kein Problem. Die Zahlen geben ihm Recht: Im Durchschnitt lässt jeder Kunde 40 Euro in seinem Laden. Zwölf Euro sind es in anderen Zoogeschäften. „Wenn das Kind das Zwergkaninchen nicht haben darf, landet zum Trost ein Kuscheltier im Einkaufswagen“, sagt Zajac im breiten Dialekt des Ruhrgebiets.

Dass Tiere ihm eines Tages zu viel Geld verhelfen würden, hat Zajac lange nicht für möglich gehalten. Nach der Volksschulzeit sitzt er mit seinem Vater beim Arbeitsamt und muss sich anhören, dass es keinen Lehrberuf mit Tieren gibt. Also fragt er nach der Ausbildung mit dem frühesten Feierabend, um wenigstens die eigenen Tiere am Nachmittag füttern zu können – und wird Stahlbauschlosser.

Sein handwerkliches Geschick hilft Zajac, wenn es darum geht, Wände einzureißen und sein Geschäft zu vergrößern. Jahrelang ist er selbst der wichtigste Mitarbeiter in seinem Laden. Heute bohren und schrauben andere im „Zoo Zajac“, während der Chef mit dem Roller an ihnen vorbeifährt. Die Kunden drehen sich nach ihm um und tuscheln. „Das ist er doch“, flüstern sie ehrfürchtig. Der Dealer ist zu einer Autorität geworden.

Bis dahin war es ein langer Weg. Als der zwei Jahre ältere Bruder ein Tiergeschäft in Gladbeck eröffnet, steht Zajac mit ihm hinter dem Ladentisch. Morgens schmiedet er glühenden Stahl, nachmittags verkauft er Hamster. Dann liest er eine Anzeige in der Zeitung. Sein Traum rückt ein Stück näher: 30 Kilometer entfernt von dem Geschäft des Bruders steht eine Tierhandlung zum Verkauf. Der Dealer schlägt zu. Heute steht sein Bruder bei ihm hinter dem Ladentisch. Norbert Zajac führt Politiker und Unternehmer durch sein Geschäft, dem Bruder überlässt er Schulklassen und Gruppen aus dem Altersheim.

Sein Selbstbewusstsein ist gewachsen mit der Größe seines Ladens. Bevor Zajac das größte Zoogeschäft der Welt leitete, war er schüchtern, sagt seine Frau. „Ich musste mich bei Familienfeiern rechtfertigen, weil er nicht gesprochen hat. Alle dachten, ich habe einen Freund, der keinen Mund hat.“ Sie lernten sich in der Tanzschule kennen, heirateten, bekamen zwei Töchter. Heute leben sie direkt über dem Zoogeschäft.

Am Abend schließt Norbert Zajac die Tür zu seinem Tierreich ab. Es sind wenige Stufen nur, bis er in seiner Wohnung ist. Sein Weg führt vorbei an großformatigen Portraits, auf denen er und seine Frau zu sehen sind. Er geht weiter durch sein Büro, auf dem Schreibtisch steht ein kleines Aquarium, Algen wuchern darin. Hierher schaut kein Kunde. Zajac tritt ans Fenster, er blickt nach draußen auf eine Baugrube. Dort entstehen ein Swimmingpool und ein Störteich. Sein Reich soll wachsen. ◀

▶ **In Tiger-Shirt und Lederweste durchquert Zajac sein Reich – auf einem Elektroroller.**

Karpfe Diem

Angeln galt lange Zeit als Hobby für Männer in Funktionswesten. Das ändert sich: Junge Frauen haben den Karpfen als Sommer-Accessoire entdeckt.

Text Christiane Lutz

Fotos Privat

Früher trugen Frauen kleine Hündchen in Handtaschen und ließen sich die Nägel machen. Heute packen sie Rute und Zelt ins Auto, stecken Köder ein und gehen Karpfen angeln. Moment mal: Gehörten die stillen Seeufer nicht einsilbigen Männern mit Krempenhüten, die in Klappstühlen saßen und ins Wasser starrten? Das war einmal. Moderne Frauen stürmen nicht nur die Chefetagen, sondern auch fischreiche Gewässer – und damit eine Bastion männlichen Freizeitvergnügens. An Seen und Flüssen werfen sie gekonnt die Rute aus und der Freund den Grill an. Bis es an der Schnur zuckt, sonnen sie sich im Bikini. Der Fisch, den sie natürlich alleine aus dem Wasser ziehen, wiegt zehn, zwölf, zwanzig Kilo und ist beinahe so lang wie die Anglerin selbst. Kurz bestaunen sie den Fang, dann lassen sie ihn wieder frei.

Es sind ihrer inzwischen so viele, dass ein Köderhändler vergangenen Herbst zur Wahl des „Carp-Girl 2011“ aufgerufen hat. Erster Preis: ein High-Tech-Angelboot und kiloweise Karpfenköder. In ganz Europa posierten hübsche Blondinen freizügig mit ihren Fischen vor den Kameras, präsentierten sie wie Mütter ihre Babys und drückten ihnen Bussis auf die Schuppen. Frauen, die nicht nur gut angeln, sondern dabei auch gut aussehen, könnten den männlichen Fischer aus seinem Revier verdrängen. Das Ritual der Misswahl haben sie ja schon an die Ufer geholt.

Auch Kathi Mahr aus Bielefeld hat mitgemacht (linke Seite). Die 20-jährige Studentin schwärmt davon, wie schön es ist, sich an heißen Sommertagen zur Abkühlung an die Karpfen zu schmiegen. Sie liebt es, den Fischen hinterherzutauchen, wenn sie wieder in den Tiefen des Wassers verschwinden. Die freizügigen Fotos sind ganz nebenbei entstanden, beim Urlaub in Frankreich. Leider hat Kathi das Angelboot nicht gewonnen, aber dieses Jahr kann sie sich wieder bewerben, zum „Carp-Girl 2012“. Angeln ist sexy geworden – und die Männer dürfen nicht mehr mitmachen. ◀

▶ **Flutschiges Fotoshooting: Mit diesen Bildern bewarben sich Ramona, Silke, Bianca und Anita um den Titel „Carp-Girl 2011“.**

Ruhe in Stücken

Was geschieht mit toten Tieren? Manche kommen in der Urne auf den Kaminsims. So wie Mischling Felix. Die meisten enden weniger würdevoll. Über die zwei Wege nach dem Tod.

Text Theresa Breuer & Veronika Widmann

Fotos Theresa Breuer & Erol Gurian

◀ **Tote Haustiere enden meist in der Verwertungsanlage. Was dort aus ihnen wird: Tierfett und Tiermehl.**

▶ **Der Hund Felix wurde im Krematorium eingeäschert. Sein Frauchen wird sich die Urne ins Wohnzimmer stellen.**

Der Hund ist steifgefroren. Sein Schwanz steht starr ab, als Martin Schwaiger ihn an den Pfoten aus der Tiefkühltruhe hebt. Er trägt das tote Tier aus der Garage einer Münchner Tierklinik zu dem Lastwagen im Hinterhof. An der Seite ist eine Ladeklappe herabgelassen, am Metall klebt Blut. Schwaiger legt den schwarzen Mischling darauf, dann drückt er auf einen Knopf neben der Klappe. Sie hebt sich langsam und kippt den Hund ins Innere des Lastwagens. Am Abend wird Schwaiger den Mischling gemeinsam mit anderen toten Tieren, die er zuvor abgeholt hat, ins bayerische Sankt Erasmus bringen. Dort steht eine Tierkörperverwertungsanlage, die den Hund zu Mehl und Fett verarbeiten wird.

Auch Felix war ein schwarzer Mischling, um die Schnauze schon ein wenig grau. Er liegt in einem Weidenkörbchen unter einer gelben Decke. Eine Stereoanlage spielt leise Entspannungsmusik, als seine Besitzerin Marlene Garcia ihn zum letzten Mal sieht und ihm über die Ohren streichelt. „Felix, du warst der beste Hund“, sagt sie weinend. Sie legt ein Gesteck aus rosa Rosen und weißen Lilien in sein Körbchen. Felix liegt aufgebahrt im Abschiedsraum von Anubis, einem Tierbestattungsinstitut im fränkischen Lauf an der Pegnitz. In ein paar Minuten wird ein Mitarbeiter den Hund abholen und ihn auf einem Wägelchen ins Krematorium fahren. Am Abend wird Garcia eine Urne mit Felix’ Asche mit nach Hause nehmen.

▲ **Im Hinterhof einer Münchner Tierklinik holt Schwaiger einen Hund ab.**

▲ **Mit der Seilwinde zieht er ein totes Pferd auf die Ladefläche seines Lastwagens.**

▲ **Eine Blutspur zieht sich über den Boden vor dem Container, in dem das tote Pferd lag.**

Zwei bis drei Millionen Haustiere sterben in Deutschland jedes Jahr. Ihre Besitzer haben die Wahl: teure Tierbestattung – oder Tierkörperverwertungsanlage. Was dort mit den Tieren geschieht, regelt eine Reihe von Gesetzen und EU-Richtlinien, die tierischen Abfall in drei Kategorien einteilen: potentielle Seuchenträger, Tiere mit nicht übertragbaren Krankheiten und Schlachtabfälle. Haustiere gehören, wie auch Wildtiere und tote Nutztiere, in die erste, risikoreichste Gruppe.

In der Region München ist die Berndt GmbH für ihre Entsorgung zuständig. An einem verregneten Donnerstagmorgen um kurz vor neun steigt Martin Schwaiger, 39, auf dem Hauptsitz der Firma in Oberding in das grellorange Fahrerhäuschen seines Zwölftonners. Schwaiger ist groß und kräftig, ein Zupacker, auf seinem Gesicht sprießen Bartstoppeln. Er blättert durch die Auftragszettel und gibt eine Adresse ins Navigationssystem ein. Ein Bauernhof in der Nähe von Erding ist seine erste Station.

In der Nacht ist ein Ferkel gestorben. Schwaiger springt vom Laster, lässt die Ladeklappe herunter und zieht das Schwein darauf. Der Hofhund, groß wie ein Kalb, schnuppert an seiner Latzhose. Sie steckt in schweren Stiefeln, die Schwaiger vor Dreck schützen. Gegen den Nieselregen hat er eine Kappe aufgesetzt, die Jacke trägt er offen. Dem Hofbesitzer drückt Schwaiger eine Abholbestätigung in die Hand, die dieser für die Behörden braucht. Ein Kopfnicken, ein kurzes „Servus“, dann fährt Schwaiger weiter – er ist kein Typ für Smalltalk.

Am Ende des Tages werden in seinem Lkw verendete Lämmer und ein totgeborenes Kalb liegen, Schweinekadaver, an denen Bundeswehrsoldaten das Nähen von Wunden im Notfall geübt haben, Laborratten, die in Biochemiekonzernen für Versuche benutzt wurden – und die Katzen, Hunde und Meerschweinchen aus der Münchner Tierklinik.

Das Geschäft läuft gut für Merker. Der Ofen brennt 17 Stunden am Tag

Für Marlene Garcia wäre es nie in Frage gekommen, Felix auf Schwaigers Ladefläche landen zu lassen. Sie hat sich für das Angebot von Roland Merker entschieden. Merker, 54, graumeliertes Haar, Jeanshemd, Typ Bär, ist der Inhaber von Anubis Tierbestattungen. Wenn er durch die Empfangsräume seines Unternehmens läuft und seinen Mitarbeitern Anweisungen gibt, durchdringt seine tiefe und laute Stimme die Stille. Die Wände von Anubis sind in warmem Rot gestrichen, von dem sich die weißen Silhouetten eines Hundes und einer Katze abheben. An Tischen warten Familien stumm darauf, die Urnen ihrer Haustiere abholen zu können. Weiter hinten im Gebäude betritt ein Mitarbeiter den Abschiedsraum. „Wenn Sie wollen, können Sie die Einäscherung anschauen“, sagt er zu Marlene Garcia. Eine Kamera ist auf die Luke des Ofens gerichtet, auf einem Monitor kann sich der Besitzer davon überzeugen, dass es auch wirklich die Asche des eigenen Tieres ist, die er später mit nach Hause nimmt. „Ich muss mir das nicht antun“, sagt Garcia und verlässt den Raum. In den zwei Stunden, die der Ofen für Felix brauchen wird, geht sie mit ihrem zweiten Hund Chico spazieren. So sieht sie nicht, wie ihr Felix samt Blumenstrauß in das Krematorium geschoben wird, wie die Flammen auflodern, bevor sich die Klappe schließt.

„Wenn Sie wollen, können Sie die Einäscherung anschauen“

Das Geschäft läuft gut für Merker. Der Ofen im Krematorium in Lauf brennt 17 Stunden am Tag, von vier Uhr morgens bis neun Uhr abends. Rund 400 Bestattungen erledigt Anubis pro Monat. Merker war einer der ersten Tierbestatter in Deutschland. Als 1996 der Pudel seiner Tante starb, entdeckte er, damals bei der Gesellschaft für Konsumforschung tätig, die Marktlücke. 1997 baute er in der Nähe von Nürnberg den ersten Standort seines Unternehmens. Nach dem BSE-Skandal, als vielen bewusst wurde, wie Tiere verwertet werden, bekam er Anfragen aus ganz Deutschland und baute ein Franchisesystem auf. Mittlerweile gibt es 16 Niederlassungen in Deutschland und eine in Österreich.

Anubis kümmert sich um alles: Die Abholung der toten Tiere, die Einäscherung, selbst Urnen hat Merker im Abgebot – aus Keramik und Kupfer, in Katzen- oder Kugelform, einfarbig oder mit Airbrush-Motiven, zwischen 25 und 300 Euro liegt ihr Preis. 122 Euro kostet die Urne mit Hundemotiv, die Garcia für Felix ausgesucht hat, 210 Euro die Einäscherung des 17 Kilo schweren Tieres. Der Preis berechnet sich nach Gewicht.

Schwaiger hat andere Preise zu bieten: 31 Euro kostet es, seinen Hund abholen zu lassen, für Großtiere wie das Pferd, das er am späten Vormittag in den Lkw lädt, sind es vier Euro mehr. Schwaiger steuert seinen Laster auf das Gelände einer Pferdeklinik. Vorne führen junge Frauen Ponys übers Feld,

Im Trauerraum von Anubis verabschiedet sich Marlene Garcia von ihrem Hund Felix. ▼

Der 17 Jahre alte Mischling hatte Krebs und musste eingeschläfert werden. ▼

Auf dem Weg ins Krematorium: Felix' Einäscherung ist auf dem Monitor zu sehen. ▼

hinten steht ein schwarzer Wellblechcontainer – ein provisorischer Sarg für das Pferd, das in der letzten Nacht an einer Kolik gestorben ist. Es liegt auf der Seite, sein Bauch ist kahlgeschoren und vernäht.

Schwaiger öffnet die Ladeklappe seines Lasters. Er befestigt ein Seil am rechten Hinterbein des Pferdes und stellt die elektrische Winde an. Das Seil strafft sich, der Pferdekörper setzt sich in Bewegung – er ist steif von der Totenstarre. Er gleitet die Rampe hinauf, der Kopf hebt sich. Schwaiger muss nachhelfen und sich gegen den Körper stemmen, damit die Vorderbeine nicht an der Wand des Lkw hängenbleiben. Aus dem Mund des Pferdes rinnt Blut, ein kleiner Tropfen bleibt dunkelrot auf Schwaigers Stiefeln zurück. Sein Gesicht ist ausdruckslos.

Schwaiger ist bodenständig, kein Mann für Sentimentalitäten. Sein Haus steht in der Nähe von Erding auf einem großen Grundstück, Enten und Gänse laufen dort frei herum. Wenn sie alt genug sind, schlachtet Schwaiger sie, die Familie freut sich immer über Braten aus eigener Haltung. Letzten Sommer zimmerte er für die Pferde seiner Frau eigenhändig einen Stall. Natürlich sei er ein Tierfreund, sagt Schwaiger. Er freut sich, wenn ihm zu Hause sein Hund entgegenspringt. Tierbestattung hält er für unnötigen Luxus. „Für das Geld kauf' ich mir lieber ein neues Tier", sagt er.

Für Marlene Garcia, 49, sind ihre Hunde mehr als Haustiere – sie sind ihr Lebensmittelpunkt. An der ausgewaschenen Jeansjacke, die sie trägt, steckt ein Hundekuscheltier, an ihrem Schlüsselbund hängen zwei, auf ihrer schwarzen Tasche prangt ein Hundekopf aus Strasssteinen. Als ihr die Mitarbeiterin von Anubis die Urne mit Felix' Asche in die Hand drückt, beginnt sie wieder zu weinen. Wenn Garcia zu Hause ist, wird sie die Urne in ihr Wohnzimmer neben die von Maxi stellen, der 1999 gestorben ist. Um die Urne wird sie Felix' Halsband legen und ein Foto danebenstellen. „Am Ende meines Lebens wird meine Wohnung voller Tierurnen sein", sagt sie.

14 Jahre hat Felix bei ihr gewohnt. Am Ende hatte er Krebs, bekam Medikamente, wie viele Haustiere heutzutage. Hunde und Katzen würden immer häufiger die Familie ersetzen, sagt Merker. „Für Singles ist ein Tier oft der einzige Ansprechpartner." Da sei es selbstverständlich, dass man es nach dem Tod nicht in eine Verwertungsanlage geben wolle. Selbst eine Einäscherung kommt für manche Besitzer nicht in Frage. Für sie hat Merker einen eigenen Tierfriedhof eingerichtet, den Himmelgarten in Grünsberg, 25 Kilometer von seinem Bestattungsinstitut entfernt. Bäume säumen den schattigen Barockgarten, auf vielen Gräbern stehen frische Blumen, Gartenzwerge, Tierfiguren. Eine Katze schleicht über die Gräber, es ist still in der Abenddämmerung.

In Sankt Erasmus dröhnen die Maschinen. In der Tierverwertungsanlage der Firma Berndt ist um 17.30 Uhr Endstation für Schwaigers Tierkadaver – 2560 Kilogramm sind es an diesem Tag. Ein heißer Gestank von Tier, Tod und Blut weht durch das Werk. Der Boden in der Fabrik ist aus Stein, die Wände sind weiß gekachelt, im Hintergrund faucht ein Wasserstrahl. Neben der Stelle, an der Schwaiger seine Tiere ablädt, zieht eine Maschine toten Kühen das Fell vom Leib.

Aus dem Fleischbrei entsteht Brennstoff für die Industrie

Jetzt beginnt der industrielle Prozess der Tierkörperverwertung. Die Kadaver werden in eine Mulde gekippt, die aussieht wie ein überdimensionaler Müllschlucker. Förderschnecken bringen sie zu sogenannten Brechern, mit Haken besetzte Walzen zerkleinern sie dort zu 25 Millimeter großen Stücken. Anschließend wird die Fleischmasse in Rohren sterilisiert, zwanzig Minuten bei 133 Grad Celsius und drei Bar Druck. Dabei entsteht ein dickflüssiger Fleischbrei, der in einem geschlossenen System getrocknet und entfettet wird. Die feste Masse sieht später aus wie dunkle, staubige Erde mit kleinen Kieseln. Sie wird in der Industrie als Brennstoff verwendet, etwa bei der Herstellung von Zement. Die flüssigen Fette werden zum Beispiel zur Herstellung von Biodiesel eingesetzt. Zweieinhalb Stunden dauert der Prozess, zehn Tonnen Tier verarbeitet die Anlage in der Stunde, 100 bis 150 Tonnen am Tag, fünf Tage die Woche.

Im Büro der Fabrik können die Mitarbeiter den Weg der Tierkörper auf einem bunten Schaubild am Computer verfolgen. Daneben reihen sich auf einem Regal Glaszylinder aneinander, gefüllt mit Tiermehl und Tierfett. Sie sind fest verschlossen, ein kleiner Knauf schmückt jeden Deckel. Wer den Inhalt nicht kennt, könnte sie für Urnen halten. ◂

DAS TIER IN MIR

Der Schweinehund wohnt in jedem von uns. Echte Parasiten sind seltener, etwa hundert Arten gibt es. Wer Pech hat, fängt sich einen dieser fünf Kameraden ein.

Text Vera Vester
Fotos Eye of Science

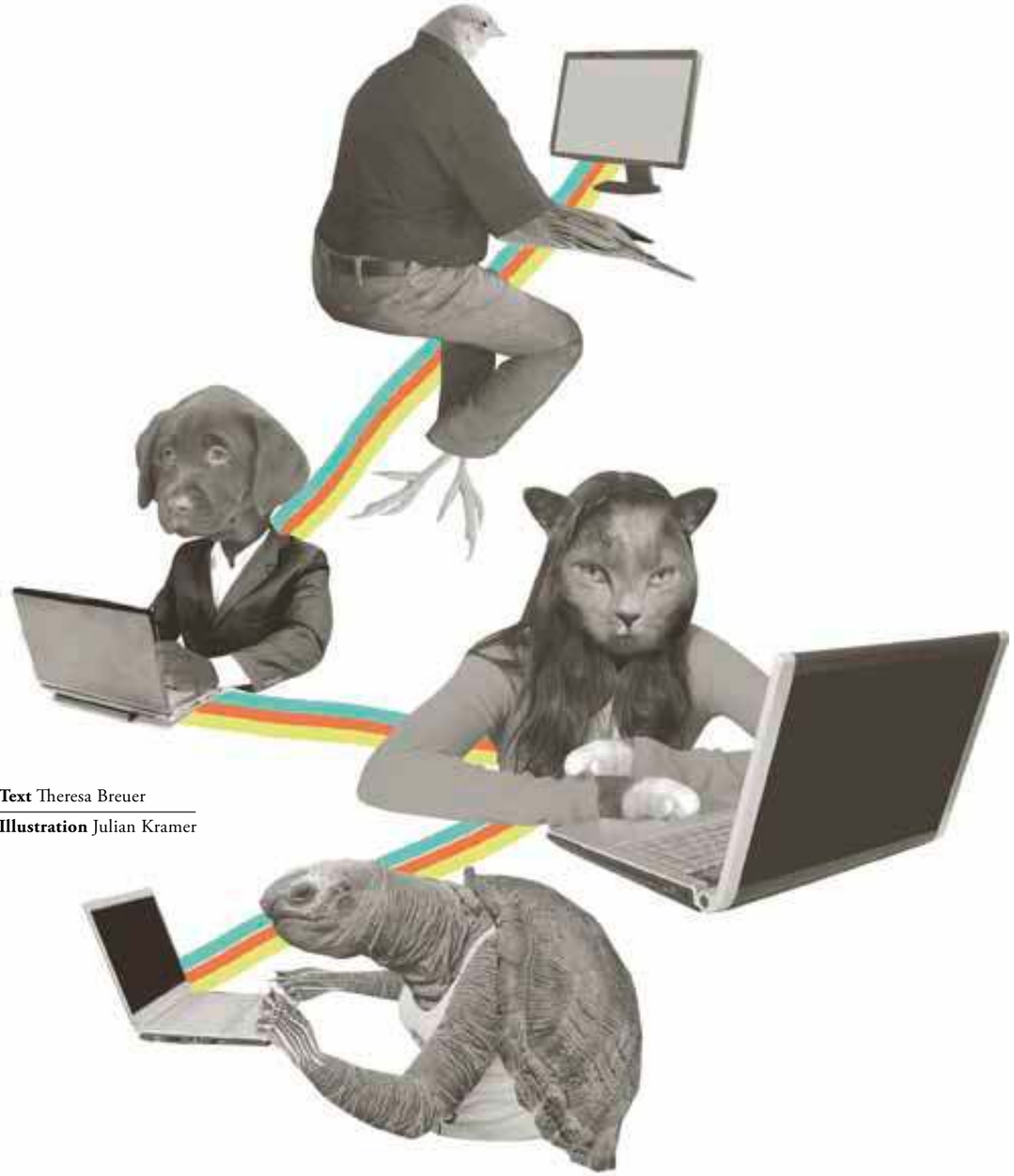
▲ **Der Gemeine Holzbock, besser bekannt als Zecke, saugt Blut und kann uns mit gefährlichen Erregern infizieren. Im schlimmsten Fall bekommen wir Borreliose oder Hirnhautentzündung.**

▲ **Der Menschenfloh sticht zu, saugt Blut und legt Eier. Das juckt. In sehr seltenen Fällen überträgt er den Pesterreger.**

▲ **Lamblien kommen weltweit vor. Sie bevölkern den Mitteldarm und verursachen Durchfall.**

▲ **Filzläuse leben vor allem in Südosteuropa. Sie setzen sich gerne in der Schambehaarung fest. Die Folge: Juckreiz.**

◂ **Pärchenegel leben vor allem in den Tropen. Sie kriechen unter die Haut und nisten sich in den Venen ein. Ihre Eier durchstoßen die Blasen- und Darmwand. Mögliche Folgen: Hautausschlag, Fieber, Blasenentzündung, blutiger Durchfall.**



Text Theresa Breuer

Illustration Julian Kramer

„Igitt, mein Frauchen trinkt Rotwein“

Hunde, Katzen, Zwergkaninchen – auf Twitter vernetzen sich tausende Haustiere. Was reden die da? Unsere Autorin ist zum Kater geworden.

„Ich grüße alle Tierkumpels in Tierheimen, Menschenkumpels in Krankenhäusern und alle, die sich allein und einsam fühlen“ @CooperPenning, Australian Shepherd, 273 Tweets.

„I’m the next president of the cat’s party law ;-) Freedom and a good home for all cats in the world!“ @masterkillercat, 1485 Tweets.

„Wie jetzt, die Menschin braucht keine Hilfe beim Bügeln? Also das glauben wir echt nicht! *aufs Bügelbrett hüpf*“ @DieSchatzen, zwei Katzen aus Österreich, 18.565 Tweets.

Die Gerüchte lassen mich nicht mehr los. Ich habe gehört, auf Twitter gebe es eine große Gemeinschaft von Menschen, die für ihre Haustiere twittert. Ich will herausfinden, ob sie wahr sind. Was die Menschen hinter den Tieren schreiben, wie sie ticken. Also tauche ich unter, mutiere für zwei Wochen zur Katze.

Schritt eins meiner investigativen Arbeit: Google-Bildersuche aktivieren. Das Stichwort „Katze“ liefert mir sieben Millionen Treffer, ich lade das erstbeste Foto bei Twitter hoch. Darauf: eine Siamkatze, die auf der Straße liegt. Nun brauche ich einen Namen. Als Billy the Cat, angelehnt an den legendären Revolverhelden Billy the Kid, werde ich ab sofort als gesetzloser Kater die Haustier-Twittergemeinde unterwandern. Fehlt bloß noch ein Motto: „Ich jage gerne kleine Mäuschen.“ Das Twitterprofil steht.

Schritt zwei meiner Arbeit: Haustiere finden und ihnen folgen. Von einem Bekannten weiß ich, dass er für seine Katze twittert. Ich besuche sein Profil und klicke mich durch seine Follower, folge Katze um Katze, Hund um Hund, und der Kuh Elsa. Es ist einfacher als ich dachte, denn die meisten Tiere haben andere Tiere gelistet: Die @TerrorCatGang etwa folgt rund 250 Katzen, drei Hunden, zwei Meerschweinchen – und dem Dalai Lama. So dauert es nicht lange, bis ich mit über 400 Haustieren aus aller Welt vernetzt bin.

Schritt drei: Kontaktaufnahme. Ich muss das Vertrauen der Tiere gewinnen. „Der Nachbarshund jagt seinen eigenen Schwanz“, twittere ich, „wenn der so weitermacht, verpass’ ich ihm ’nen Pfotenabdruck.“ Das sollte mir Sympathien in der Katzencommunity einbringen. Und siehe da, es funktioniert. „Hi Billy! *lässigwink* Willkommen bei den TwitterCats. Du bist ja ein flotter Bursche“, schreiben die Katzen Matze und Rudi von der @TerrorCatGang. „Genau! *Miezschnurr*“, pflichtet @KatzeLucy ihnen bei. Es dauert nicht lange, bis ich ein etabliertes Mitglied der Tiertwitter-Gemeinde bin. Meine Followerzahl steigt beträchtlich – 80 Tiere innerhalb weniger Tage. Doch mit meiner wachsenden Beliebtheit stehe ich, Billy the Cat, schon bald vor meiner ersten Zerreißprobe: @Kater_Chico will wissen, woher ich komme. Schluck. Ich weiß nichts über Katzen. „Mein Frauchen sagt immer, ich komme aus Thailand“, twittere ich schließlich. Immerhin bin ich eine Siamkatze. Niemand schöpft Verdacht – Glück gehabt. Meine Tarnung hält dem Kreuzverhör der Katzen stand.

@Bunny_Bruno

Ich bin ein Nini, warum folgen mir Katzis?

Ich werde mutiger, twittere wahllos andere Tiere an, etwa die Redaktionskatze der New York Times. „@nyt_cat got any scoops for me?“, schreibe ich. Doch die Solidarität unter Journalistenkatzen lässt zu wünschen übrig, sie antwortet nicht. Dafür schreibt mir @Kuh_Elsa eine private Nachricht: „Eine Kuh macht Muh – viele Kühe machen Mühe.“ Soso, denke ich mir und frage mich: Was ist hier eigentlich los? Schlüpfen Menschen in die Rolle von Tieren – oder geben hier Herrchen und Frauchen ihren Tieren ein menschliches Antlitz? Die Wahrheit liegt wohl dazwischen. Mal twittern eindeutig Menschen, dann geht es um die Adoption von Hunden aus Tierheimen und Fotos von süßen, neugeborenen Katzenbabys. Mal twittern scheinbar Tiere, die schreiben, dass sie hungrig sind, auf Mäusejagd gehen und Angst vor dem Tierarzt haben.

@Mini_Dog

ein guter und ein schlechter tag.. schlecht, weil ich heute zum tierarzt muss.. und gut, weil ich danach mit der maxi spielen darf.. :O

Auch ich lerne langsam, mich in Billy the Cat hineinzudenken. „Igitt, mein Frauchen trinkt Rotwein“, schreibe ich eines Abends. „Meine trinkt Weißwein – riecht fürchterlich“, twittert @DickieMcFluff zurück.

@Penelopuuurrz aus den USA fragt mich, ob ich mit ihr gehen will. Aber ich will nicht, weil sie Sätze schreibt wie „I are cute kitten“ und „Can I haz a cheeseburger?“ @Crazy_Felix, auch Amerikaner, verweist auf seinen eigenen Youtube-Kanal. Als ich auf den Link klicke, erscheint ein Video, in dem eine derangiert wirkende Katze von ihrer Besitzerin genötigt wird, einen Geburtstagskuchen aus Thunfisch zu essen, auf dem eine Kerze brennt. Dabei trägt Felix ein Partyhütchen.

@Kater_Chico

ich jage einen Avocadokern – und die Dosi pult ihn mir unter dem Schrank hervor!

@Crazy_Felix kommt gut an, er hat über 15.000 Follower. Auf mich wirkt das alles bizarr,

die Besitzerin wie eine Klischee-Katzenlady, deren Leben sich um ihre Tiere dreht – und die nun einen Weg gefunden hat, ihren Irrsinn mit der Welt zu teilen. Die amerikanischen Tiertwitterer sind mir unheimlich. Ich bleibe bei der deutschen, harmloser wirkenden Twittergemeinde.

Aber auch die muss ich langsam fragen: „Gucken eure Freunde auch manchmal komisch, weil ihr twittert?“ „Nö“, schreibt die @TerrorCatGang, „die twittern ja auch fast alle.“ „Da muss ich mir wohl neue Freunde suchen“, murmele ich und erhalte prompt eine Antwort.

„Mach doch mit beim TKDT2012, da würdest du uns (fast) alle kennenlernen“, schlägt mir die Katzengang vor. TKDT steht für TwitKatDosiTreffen, was wiederum für „Die Dosenöffner (Herrchen und Frauchen) der Twitter-Katzen treffen sich“ steht. „Die Menschen hatten beim ersten Treffen in Bochum ’ne Menge Spaß“, versuchen sie mich zu überzeugen.

Nach zwei Wochen ist es an der Zeit, die Katze aus dem Sack zu lassen – ich oute mich als Journalistin. „Wer seid ihr und warum macht ihr das?“, will ich wissen. „Hm... weil unsere Menschen die Welt aus anderer Perspektive betrachten möchten? Weil in jedem ein inneres Kind steckt?“, schreibt die @TerrorCatGang.

@DieSchatzen

Hinter dem Profil steckt Annette, 57, Buchhändlerin aus der Nähe von Bochum. Seit drei Jahren twittert sie für ihre Katzen Matze und Rudi.

„Es macht eine Menge Spaß, unbekannten Personen Witziges zu schreiben“, antwortet @KaterCharly, „und wir finden untereinander Trost und Unterstützung, wenn eine Fellnase über die Regenbogenbrücke geht.“ Kater Charly ist eigentlich Frauke, 43, selbstständig mit einem Catering-Unternehmen.

Und @Kuh_Elsa? Wird von Olaf, 43, getwittert, gelernter Landwirtschaftsmeister aus dem Sauerland und Webseiten-Programmierer. „Als Tier kann man eben auch ein bisschen Blödsinn twittern, ohne dass es auf einen zurückfällt“, sagt er. ◀

fragen, die die katzenwelt bewegen! „@KatzeEmma: Warum darf ich nicht im Aquarium angeln? Warum, warum, warum?“

Mehr auf:
www.Viech-Magazin.de

GENERAL MÜCKE

Fell über die Ohren

Sie stehen nicht auf Lack und Leder, sondern auf Pelz und Pfoten: Furries sind Menschen, die sich als Tier fühlen und deshalb in Löwen- oder Affenkostüme steigen. Was das soll? Eine Furry-Lady hat es uns erklärt.

Bisher dachten wir, George Washington habe den Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg entschieden – doch so ganz stimmt das nicht: Es war die Anopheles-Mücke. Sie infizierte die britischen Truppen während der entscheidenden Schlacht mit Malaria. Die Amerikaner blieben gesund. Die erstaunliche Geschichte eines unterschätzten Tieres.

DER WIE EIN VOGEL SINGT

Einen Kehlkopf, zwei Stimmbänder und einen Mund hat Uwe Westphal – wie andere Menschen auch. Aber was er mit seiner Stimme anstellt, ist verblüffend: Über 200 Tierstimmen kann der Biologe nachahmen, von der Kreuzkröte bis zur Wildsau. Im Hamburger Tierpark Hagenbeck hat er uns gezeigt, dass er mindestens so gut klingt wie die Originale.

DIE DEUTSCHE JOURNALISTENSCHULE
DANKT ALLEN INSERENTEN UND FÖRDERERN
DIESES ABSCHLUSSMAGAZINS UNSERER
ZEITSCHRIFTENAUSBILDUNG DER KLASSE
50 K HERZLICH FÜR DIE UNTERSTÜTZUNG.

AOK BAYERN - DIE GESUNDHEITSKASSE

ZENTRALE
MICHAEL LEONHART M.A.
PRESSESPRECHER
TEL. +49 89 62730-146
PRESSE@BY.AOK.DE
WWW.AOK.DE

BAYER AG

DR. MICHAEL PREUSS
LEITUNG UNTERNEHMENSPOLITIK
UND PRESSE
TEL. +49 214 30-4 11 56
MICHAEL.PREUSS@BAYER.COM
WWW.BAYER .COM

DR. ING. H.C. F. PORSCHE AG

INES DECKSTEIN
ÖFFENTLICHKEITSARBEIT UND PRESSE /
PLANUNG UND KOORDINATION
TEL.: +49 711 911 - 2 52 79
INES.DECKSTEIN@PORSCHE.DE
WWW.PORSCHE.DE

FLUGHAFEN MÜNCHEN

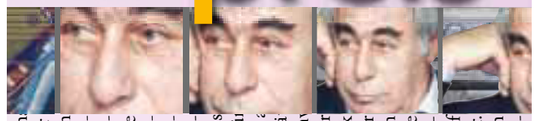
HANS-JOACHIM BUES
LEITER UNTERNEHMENSKOMMUNIKATION
TEL. +49 89 975-410 00
ACHIM.BUES@MUNICH-AIRPORT.DE
WWW.MUNICH-AIRPORT.DE

SIEMENS AG

OLIVER SANTEN
LEITER KONZERNPRESSEABTEILUNG
TELEFON +49 89 636-33032
OLIVER.SANTEN@SIEMENS.COM
WWW.SIEMENS.COM/PRESS

Dr. Georg Schreiber

Medien-preis 2012



Wettbewerb für Printmedien, Hörfunk und Fernsehen!

Zugelassen sind Beiträge junger Journalistinnen und Journalisten bis 35 Jahre zu den Themen Gesundheit und Soziales, die 2012 in einer in Bayern erscheinenden Zeitung bzw. Zeitschrift veröffentlicht oder von einem Rundfunksender mit Sitz in Bayern ausgestrahlt worden sind. Beiträge aus den elektronischen Medien außerhalb Bayerns sind zulässig, wenn sie einen thematischen Bezug zum Freistaat haben.

Im Printbereich wird zudem ein bundesweiter Sonderpreis ohne Altersbeschränkung vergeben.

Der Medienpreis ist mit insgesamt 25.500 Euro dotiert.

Informationen und Anmeldung:
Internet: www.aok-medienpreis.de
e-mail: presse@by.aok.de
Telefon: 089 62730-146
AOK Bayern, Zentrale, Pressestelle
Carl-Wery-Str. 28, 81739 München

Ausgeschrieben von der AOK Bayern in Zusammenarbeit mit den Nachwuchsjournalisten in Bayern (NJB) e.V. - unterstützt von der Deutschen Journalistenschule (DJS) e.V. München.

DJS. njb AOK Die Gesundheitskasse.

Null Summen

Dass die Biene verschwindet, wissen wir. Wozu das führen kann, noch nicht: In China klettern Bauern auf Obstbäume, um die Blüten selbst zu bestäuben. Bei uns tun Imker alles, um so etwas zu verhindern.

Text Michaela Kakuk

Illustration Tali Bayer

Wenn Otto Hilpoltsteiner sich für seinen Kampf rüstet, stellt er sich in seine Küche und rührt Oxalsäure mit Puderzucker an. Er erwärmt das Gemisch im Wasserbad, dann setzt er sich in sein Auto und fährt in den Wald. Er stapft zu der Lichtung, auf der mehrere Holzkästen stehen, hebt einen Deckel an und träufelt das Gemisch hinein. Otto Hilpoltsteiner ist Berufsimker im oberbayerischen Vaterstetten. Er liebt und umsorgt seine Bienen. Letztes Jahr hat er ein Drittel von ihnen verloren. Sein schlimmster Feind ist ihm immer einen Schritt voraus.

Wie alle Imker kämpft der 72-Jährige gegen die Varroamilbe, einen winzigen braunen Parasiten, der in den siebziger Jahren von Asien nach Europa eingeschleppt wurde und sich wie ein Blutegel an der Biene festbeißt. „Um die Varroa in den Griff zu kriegen, muss man die Bienenvölker aufwändig behandeln“, sagt Hilpoltsteiner. Oxalsäure ist giftig, ihre Dämpfe darf er nicht einatmen. Einen Teil der Milben kann Otto Hilpoltsteiner mit ihr zwar vernichten, gewinnen wird er den Kampf aber nicht.

Wer sind die Feinde der Biene?

Die Varroamilbe, Monokulturen auf Äckern, Insektizide, der Klimawandel – weltweit ist die Biene von Stressfaktoren umgeben, die sie in Massen sterben lassen. Die Population schrumpft in den USA, in Europa, in Asien. Im Nahen Osten hat sie sich in den vergangenen Jahren um 85 Prozent verringert. Auch Afrika ist inzwischen betroffen: Ägyptische Imker, die entlang des Nils Völker halten, haben Bienen in großer Zahl verloren. Wenn in Kalifornien im Frühjahr 70 Millionen Mandelbäume blühen, fehlen Bienen zum Bestäuben. Deshalb laden Imker überall in den USA ihre Kästen auf Lastwagen und fahren kilometerweit zu den Mandelplantagen. 1,5 Millionen Bienenvölker gehen dann auf Wanderschaft.

Das Sterben der Bienen ist eine Entwicklung, die den Menschen bedroht, denn die Bienen bestäuben 80 Prozent der Wild- und Nutzpflanzen. Sie sichern unsere Nahrungsgrundlage.

Und wenn sie ausstirbt?

Eine beunruhigende Frage, die auch Jürgen Tautz umtreibt. Er ist Deutschlands renommiertester Bienenforscher. Tautz sitzt am Schreibtisch seines Büros an der Uni Würzburg, hinter ihm an der Wand hängen Großaufnahmen von Bienen, die über bunte Blüten krabbeln. „Wenn die Honigbiene stirbt“, sagt er, „fällt ein Drittel unserer Lebensmittel weg.“ Denn bei ihrer Nahrungssuche befruchtet sie Pflanzen. Äpfel, Orangen, Bohnen, Zwiebeln, Kirschen, Gurken – „wenn es die Biene nicht mehr gäbe, käme bei uns kein Obst und kein Gemüse mehr auf den Tisch“, sagt Tautz. Es gäbe auch weniger Fleisch. Rinder etwa werden mit Klee gefüttert, den die Honigbiene bestäubt.

Seit 15 Jahren erforscht Tautz, 62, das Leben und Sterben der Bienen. Er hat ein weltweit einmaliges Projekt ins Leben gerufen: HOBOS, Honeybee Online Studies. Auf dem Balkon seines Büros auf dem Würzburger Campus steht ein Kasten mit einem Volk, das innen von Kameras beobachtet wird. Per Livestream kann jeder den Bienen im Internet zusehen. Das Projekt richtet sich vor allem an Schüler. „So bekommen schon Kinder und Jugendliche ein Gespür dafür, dass die Biene ein Schlüsselorganismus innerhalb des Ökosystems ist“, sagt Tautz. Doch obwohl er und seine Mitarbeiter intensive Grundlagenforschung betreiben, kennt auch er nicht alle Gründe für das Sterben der Biene. Nur eins steht für Tautz fest: „Wenn die Biene ausstirbt, werden andere Bestäuber wie Hummeln, Schmetterlinge oder Fliegen die Lücke nicht füllen können.“

Im Süden Chinas ist diese Prophezeiung schon Wirklichkeit geworden. Seit den achtziger Jahren gibt es dort keine Bienen mehr. Pestizide haben sie vollständig ausgerottet. Um weiterhin Früchte ernten zu können, bestäuben die Chinesen die Obstblüten jetzt von Hand. Sie sammeln die Pollen und klettern im April auf die Bäume, um sie zu verteilen. „Ein absolutes Horrorszenario“, sagt Tautz.

Was können wir tun?

In Deutschland sind solche Szenen bisher noch unvorstellbar. Für die Honigbiene engagieren sich nicht nur Hobby- und Berufsimker wie Otto Hilpoltsteiner, sondern auch bundesweite Initiativen wie das „Netzwerk Blühende Landschaft“. Die Organisation versucht, Wiesen und Beete so zu verändern, dass Bienen und andere bestäubende Insekten wieder mehr Nahrung finden. Wenn Bienen zu einem Balkon fliegen, der mit Geranien bepflanzt ist, finden sie kein Futter. Geranien sind Züchtungen, die keinen Nektar mehr geben. Die rote Blüte zieht die Biene zwar an, aber sie geht leer aus – und stirbt im schlimmsten Fall auf dem Weg zurück zum Stock, wenn sie unterwegs keine neue Nahrungsquelle findet. Überall in Deutschland legen Regionalgruppen des Netzwerks Blühwiesen an, wo die Bienen heimische Wildpflanzen und eine Vielfalt an Blüten finden sollen. Professor Tautz glaubt, dass solche kleinen Schritte helfen können. „Je größer die Bewegung“, sagt er, „desto größer der Erfolg.“

Wird die Biene überleben?

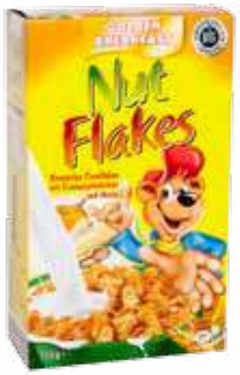
Welche Folgen das Bienensterben für den Menschen haben könnte, zeigt der preisgekrönte türkische Film „Bal“ (Honig), der vor zwei Jahren in den deutschen Kinos lief. Er erzählt die Geschichte des kleinen Yusuf, der im Nordosten der Türkei in einer paradiesischen Landschaft aufwächst. Sein Vater Yakup, ein Imker, zieht gemeinsam mit ihm durch die Wälder, wo er wilden Honig sammelt. Eines Tages greift Yakup in einen Stock – in seiner Hand liegen tote Bienen. Der Imker bricht auf, um im Gebirge einen neuen Ort zu finden, an dem er wieder Honig produzieren kann. Der Mensch muss den Bienen hinterherziehen.

Das Szenario ist nicht erfunden: Im gesamten Landstrich entlang des Schwarzen Meeres sterben Bienen, obwohl sie dort unberührt von Umweltbelastungen in den Wäldern leben können. Ein großes, bislang ungelöstes Rätsel. ◂

DARAUF EIN TIER

Kann es sein, dass wir jeden Quatsch haben wollen, auf dem ein Tier zu sehen ist? Wir waren einkaufen – und kamen hiermit zurück:

Fotos Kaspar Heinrich & Katharina Mutz



Fotos: amazon.de

Süß!

Unser Autor ist entzückt von niedlichen Tieren. Als Mann hat er es damit nicht leicht.

Text Jan Stremmel

Von den zahllosen Möglichkeiten, sich als Mann unter Männern lächerlich zu machen, kenne ich fast alle. Dübel versenken, Fahrradschläuche wechseln oder Küchenschränke aufhängen sind für mich herkulische Aufgaben. Den Unterschied zwischen Champions League und Europa League verstehe ich bis heute nicht, erfrage ihn aber regelmäßig in beiläufigem Tonfall kurz vor der Nachspielzeit.

Die mit Abstand zuverlässigste Methode, sich unter Männern augenblicklich zum Gespött zu machen, ist aber, ein Tier als das zu bezeichnen, was ausschließlich jüngere Frauen und Nachspeisen sein dürfen: „süß“. Nichts entmannt gründlicher als das öffentliche Bekenntnis zur Tierliebe. Im ungeschriebenen Kanon der Männlichkeit ist das der Schleudersitz, der einen auf der Stelle dorthin schießt, wo der arme Tropf landete, der in der siebten Klasse sein Turnzeug vergaß und in langer Unterhose zum Sportunterricht kam: in die Ecke der weibischen Verlierer.

Männer finden Tiere nicht „süß“. Schon gar nicht „putzig“ oder „niedlich“. Das Verhältnis von Mann und Tier, so die stille Übereinkunft, sollte sich im Wesentlichen darauf beschränken, dass der Mann das Tier mit Marinade bestreicht und auf dem Grill wendet. Dann ist das Tier entweder „gut durch“ oder „saftig“. In seltenen Fällen dürfen Männer nach ihm pfeifen oder ihm einen Sattel überwerfen. Dann gelten die Adjektive „brav“ und „fein“. Die Kategorie „süß“ aber existiert nur beim Vietnamesen in Verbindung mit „Schweinefleisch sauer“.

Ich kann weder besonders gut grillen noch auf den Fingern pfeifen. Pferde sind mir unheimlich. Sobald ich aber Hunde oder Katzen sehe, bekomme ich einen zärtlich entrückten Blick, der selbst die Mutter von Bambi neidisch machen würde.

Kreuzt ein handelsüblicher Spaniel mit Stock im Maul meinen Weg, passiert das, was ich mangels besserer Worte einen knuddeleptischen Anfall nennen muss: Mein Körper sackt nach unten, meine Stimme schießt zwei Stockwerke nach oben und aus meinem Mund sprudelt sinnfreier Wortbrei: „Jawörbistudönn, dudröckigerkloinerwauzi, hostuntollestöckligöfunden?“

Bin ich bei meinen Eltern zu Besuch, kann es passieren, dass ich mich aus allen Gesprächen ausklinke, um zwanzig Minuten auf den Knien übers Parkett zu rutschen und die Familienkatze zu herzen. Sogar mein vierjähriger Neffe guckt da skeptisch.

Dabei gibt es nichts Rührenderes als ein Tier, das uns schnurrend, schwanzwedelnd und vorbehaltlos vertraut, täglich aufs Neue überwältigt von unserer Güte, ihm Dosen zu öffnen, Stöckchen zu werfen oder das Kinn zu kraulen. Diese Schicksalsergebenheit, das treudoofe Urvertrauen in das Gute, das wir – seien wir ehrlich – selbst gern noch hätten; wie soll man das anders nennen als „süß“?

Vermutlich ist es eines der letzten archaischen Tabus unter Männern, Tiere niedlich zu finden. Ich hoffe, dass der Schleifstein der Gleichberechtigung auch hier irgendwann sein Werk tut – und sich Männer wie ich in Gegenwart von Tieren nicht mehr fühlen müssen, als trügen sie Strumpfhosen beim Fußballtraining. Der endlose Strom an Tierfotos, die im Internet kursieren und immer öfter selbst von den männlichsten meiner Freunde „geliked“ werden, macht mir Hoffnung.

Ich vermute nämlich, dass es sich mit dem Süßfinden von Tieren ähnlich verhält wie mit dem Zupfen der Härchen zwischen den Augenbrauen: Fast jeder Mann tut’s, aber keiner redet drüber. Eigentlich süß. ◀

Fotos: sint / photocase.com

Städte sind die Impulsgeber unserer Gesellschaft. Doch auch beim Klimawandel liegen sie vorn: Heute sind Städte für rund zwei Drittel des weltweiten Energieverbrauchs und für bis zu 70% der weltweiten Treibhausgas-Emissionen verantwortlich. Und die urbanen Zentren wachsen.

Geht der Klimawandel heute vielfach von Städten aus, bieten sich genau hier auch zahlreiche Möglichkeiten, ihn zu bekämpfen. So lassen sich CO_2-Emissionen von Gebäuden mit energieeffizienter Technik um bis zu 50% senken. Aber nicht nur die Zukunft des Klimas entscheidet sich in den Städten: Als Wirtschafts- und Lebenszentren, deren Bruttosozialprodukt dem ganzer Länder entsprechen kann, sind Städte auch Ausgangspunkt für nachhaltige Entwicklung überhaupt.

Berlin, Hamburg, München: Städte bringen Menschen, Wirtschaft und Klimaschutz gewinnbringend zusammen, indem sie konsequent auf zukunftsweisende Technologien setzen. München, zum Beispiel, möchte bis 2030 seine CO_2-Emissionen pro Einwohner im Vergleich zu 1990 halbieren. Und bis zum Jahr 2025 so viel Ökostrom erzeugen lassen, wie zur Versorgung der gesamten Stadt notwendig ist. Und München ist nicht allein: Überall in Deutschland und auf der Welt arbeiten Planer und Entscheider daran, Konzepte für die Stadt von morgen in die Tat umzusetzen.

Die Antworten für die Stadt der Zukunft sind da. Und die Zeit für neue Wege ist jetzt. Denn die Welt von morgen braucht unsere Antworten schon heute.

siemens.com/answers

BBDO
proximity

GLOBAL DENKEN. LOKAL HANDELN. GENIAL EINKAUFEN. RUND 2.200 MAL.

MEHR ALS 280.000 MITARBEITER, RUND 2.200 STANDORTE, 33 LÄNDER, 1 UNTERNEHMEN.

Die METRO GROUP ist eines der internationalsten Handelsunternehmen der Welt. Wir bieten privaten wie gewerblichen Kunden ein breites Leistungsspektrum mit starken Marken. Beste Voraussetzungen also, um weiter zu wachsen. Und mit uns zu wachsen. **www.metrogroup.de**

METRO GROUP

ZUM HANDELN GESCHAFFEN.

METRO real,- MediaMarkt SATURN GALERIA